Vermischte Schriften

oder

philosophische

Gedanken und Abhandlungen.

Von

Sebastian Mutschelle.

Viertes Bändchen.

Zwote verbesserte Auflage.

München, 1799.

bey Joseph Lindauer.

Vorrede.

Daß dieß Buch, wovon hier das vierte Bändchen erscheint, meist moralischen Inhalts sey, steht überall am Titelblatte voran; daß man sich Mühe gab, hierüber selbst zu denken, manches mehr einleuchtend und populär darzustellen, erscheint wohl aus dem Werke selbsten hervor. Ob viel oder wenig eigentlich neues darinn sey, darüber will ich mit demjenigen Rezensenten nicht rechten, der bey Beurtheilung der ersten zwey Bändchen

vorzüglich nur diesen Gesichtspunkt auswählte, ohne von mir hiezu eine Veranlassung, und für sich einen andern Grund, als sein eigen Belieben, zu haben. Ueberhaupt ist es mit der Bestimmung, was eigentlich in einem Buche selbst dem Inhalte, und nicht blos der Darstellung nach neu sey, ein sehr mißlich Ding. Immer, und selbst erst neuerlich ruft man auch den ersten Selbstdenkern engegen: „Dieß ist nichts neues, das sagten und wußten unsre Vorfahrer schon.“ Ob es mir nun gleich nicht einfällt, mich in die Klasse dieser großen Männer einzureihen; so glaube ich doch, daß manche Leser dieses Werkes für sich hier und dort etwas neues finden werden. — Ob alle, ob überall das, was ich sage, nicht auch irgendwo, wenigstens dem Inhalte und der Hauptsache nach, schon von einem andern gesagt sey, dieß auszumitteln,

teln, ist so wenig meine Sache, so wenig ich mir die Unmöglichkeit beyfallen lasse, bey jedem Satze, den ich schreibe, erst in allen Büchern der Welt nachzusehen, ob er nicht schon etwa in einem derselben stehe. Mir genügts, das, was ich schreibe, selbst zu denken, aus eigner Ueberzeugung zu schreiben, nach meiner Form darzustellen, und dabey die Hoffnung zu haben, daß ich für die Leser, die ich vorzüglich ins Aug fasse, nicht etwas ganz Unnützes liefere. So hat zwar eben derselbe Rezensent, um, wie er sagt, mir volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, auch eine meiner Behauptungen — aber, wie er sich sehr vorsichtig verwahrt, nur eine einzige — als **neu** angeführt, welche doch nur für ihn **neu** seyn dürfte, da ich sie selbst für nichts anders, als für eine blose Folgerung aus einer sehr alten Wahrheit

ansehe; und so wie er dieß für sich neu fand, möchte auch ein anderer etwas anders, oder mehr noch für sich neu finden. Daß ihm nur ein Einziges im Lichte der Neuheit auffiel, dieß beweiset — wenn Sagen beweisen ist — nichts weiters, als daß er ein gar hochgelehrter Herr ist, der schon lange alles gedacht und gelesen hat, was unser Einer schreibt, der ja nirgends den Schild der Neuheit aushieng, und überhaupt nicht für solche ungenügsame Hochgelehrte, sondern für die mehr genügsame Mittelklasse; nicht für die grübelnde hohe Schule, sondern für das meinen Schriften nicht ungeneigte Publikum schrieb. Denn obgleich gedachter Rezensent es schon im Eingange seiner Rezension für nöthig befunden hat, die Leute vor diesem meinem Buche zu warnen, um ja darinn nicht zu viel zu suchen; so ist doch diese

War=

Warnung ein wenig zu spät und erst hintennach eingetroffen, da mir der Verleger die allda rezensirten zwey Bändchen bereits zur Revision für eine neue Auflage zugesandt hatte.

Noch hat ein anderer Rezensent in die oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung zwar eine sehr günstige Beurtheilung des dritten Bändchens eingerückt, für die ich ihm hiemit verbindlichst danke, aber sich auch in die Deutung der auf einem beyliegenden zweyten Titelblatte vorkommenden Anfangsbuchstaben des Herausgebers eingelassen, der ich durchaus widersprechen muß.

Uebrigens beschäftigt sich dieses gegenwärtige Bändchen unter andern auch damit, manche Anstöße, die man etwa an einigen Stellen der vorhergehenden nehmen konnte,

zu heben. In dieser Rücksicht will ich hier vorläufig nur auch dieß noch bemerken, daß der Verfasser, wie der Augenschein zeigt, selbst da er über politische Gegenstände spricht, beynahe immer die moralische Idealwelt im Auge habe, der die wirkliche sobald noch nicht entsprechen, aber sich doch, wie er hofft, als dem eigentlich- und würdigsten Ziele der Menschheit allmählig nähern dürfte. Darum dringt er überall darauf an, daß auch politische Gebrechen vorzüglich durch moralische Besserung gehoben werden, so wie sie hiedurch seiner Meynung nach am sichersten und vom Grunde aus gehoben werden könnten. Wie sie aber durch politische Verfassung zu heben seyen, dieß zu bestimmen, ist nirgends seine Sache, weil es zu sehr seine Einsichten übersteigen möchte. Nur dieß wünscht er, daß

auch,

auch, bey jedem Versuche dieser Art von andern, überall Moralität und ruhige Vernunft (so wie er sich die großen Männer und Gesetzgeber alter und neuer Zeiten unter ihrer Leitung denkt) nirgend aber die verderbliche Hitze gewaltthätiger Leidenschaften den Vorsitz habe, nirgend schuldiger Gehorsam und Unterwürfigkeit unter dem Vorwande einer schlechten Verfassung verweigert werde, und Vorsteher und Volk, ferne von aller gewaltsamen Trennung des heiligen Bandes, das sie aneinander hält, im gegenseitigen Zutrauen und Wohlwollen, unter allseitiger thätiger Erfüllung ihrer Pflichten ein immer glücklicheres Ganze ausmachen. Mag doch der Weltkluge diese und ähnliche Aeußerungen lediglich als fromme und nie erfüllbare Wünsche eines gutmüthigen Schwärmers belächeln. — Ob es

aber

aber auf eine andere Weise, als so, je wahr- und dauerhaft besser werde. — Dieß möchte doch auch eine nicht ganz gleichgültig zu behandelnde Frage seyn.

Inhalt.

I.

Ueber die Beantwortung der Frage: Was sagt uns die Vernunft vom eigentlichen Bittgebethe? Seite 1

II.

Ueber Unsterblichkeit. In Freundschaftlichen Briefen.

Erstes Schreiben. 33
Zweytes Schreiben. 40
Drittes Schreiben. 46
Viertes Schreiben. 51
Fünftes Schreiben. 55
Sechstes Schreiben. 62
Siebentes Schreiben. 67
Achtes Schreiben. 79
Neuntes Schreiben. 102

III.

III.

Ueber die vielfältigen Anweisungen in Sittenbüchern, wie man glückselig werden könne. Seite 118

IV.

Von einem doppelten Wort Gottes, von einem doppelten heiligen Buche — Bibel, oder heilige Schrift — genannt. 127

V.

Von der Tugend, nach Weißens Grundsätzen, mit Bemerkungen darüber. 146

VI.

Eine Erklärung zu den Stellen, die in diesem Werke über politische Gegenstände vorkommen. 194

VII.

Verschiedene Gedanken 213

I.

Ueber die Beantwortung der Frage:

Was sagt uns die Vernunft vom eigentlichen Bittgebethe.?

Diese Frage ward im vorhergehenden dritten Bändchen S. 21. aufgeworfen, und in einer ziemlich ausführlichen Abhandlung bis zur S. 83. beantwortet.

Der Verfasser dieser Abhandlung konnte wohl vorhersehen, daß seine Meynung nicht sofort die Meynung jedes Lesers seyn würde. Das zu fodern, kam ihm auch nie zu Sinne. Jeder mag seiner Ueberzeugung leben, und so lange durchaus nicht eine fremde annehmen, bis diese nach redlicher unpartheyischer Erforschung nicht auch seine eigene geworden ist.

Ob also dem Beantworter obiger Frage Viele oder Wenige beyfallen, ob ihn Manche gar als einen unselig irrenden Ritter im Gefühle ihrer Superiorität mit der Miene des herabsetzenden Mitleides ansehen, und in frommer Demuth oder frommen Stolze ihn Gott um Heilung und Erleuchtung empfehlen würden; das konnte ihm ganz gleichgiltig seyn. Aber nicht mehr gleichgiltig war es ihm, da er wahrnahm, daß Manchen jene Abhandlung zum Anstoße und zur Aergerniß gereichen, und als etwas erscheinen könnte, das der Beförderung reiner Andacht, Religion und Sittlichkeit zum Abbruche gereichen sollte. Seine erste Angelegenheit war es jetzt, sie noch einmal vom Anfange bis zum Ende genau zu prüfen und nachzusehen, wo er etwa zu Mißverständnissen möge Anlaß gegeben, oder sich wirklich geirrt und unrichtig ausgedrückt haben. Hier folgt nun, was er darüber weiter zu erläutern, oder zu berichtigen für nöthig fand, und zur Wegräumung jeder irrigen Deutung, und jedes nicht pharisäischen Aergernisses für hinreichend hält.

I.

Gewiß ist es, daß der Verfasser der Abhandlung „Was sagt uns die Vernunft vom eigentlichen Bittgebethe?“ keinem Menschen anstößig

werden,

werden, Niemanden in seiner wahren innigen Herzensandacht stöhren, Niemanden ein Mittel, das zur wahren Tugend und Gottseligkeit führt, rauben oder verdächtig machen wollte. Dieß ist gewiß — sage ich — und könnte wohl jedem gewiß werden, der nicht hie und da blos an einzelnen Theilen, Ausdrücken, und dem Buchstaben hangen bleibt, sondern in den Geist, die Hauptabsicht der Schrift eindringt. Diese offenbart sich laut genug, und besteht vom Anfange bis zum Ende vorzüglich darinn:

Er will, daß man Gott vorzüglich durch reine Gesinnung und tugendhafte Handlung, durch muthiges Rechtwollen und emsiges Rechtthun diene — daß man sich vorzüglich hiedurch seines Beyfalles, seiner freygebigen Güte und Gaben werth mache — und daß man hiezu durch ächtes Gebeth, durch Erhebung des Gemüths zu Gott, dem vollkommnesten Urbilde, dem Geber und Vergelter alles Guten, durch ernste in seiner Allgegenwart und unter seinem heiligen Auge gefaßte Entschlüsse, im lebendigen Zutrauen auf seine weise Fürsorge für Zeit und Ewigkeit — aufstrebe:

Er will, daß man von seinem Gottesdienste, von seinem Bitten und Bethen

 alles,

alles, was Gott durch unwürdige Begriffe entehren, oder unsre moralische Gesinnung schwächen und verunreinigen könnte, entfernt halte.

Diese doppelte Absicht ist gut und werth, daß sie sich des ganzen Gemüthes bemächtige. Die Frage ist nur, ob der Verfasser, durch den Werth und die Wichtigkeit derselben dahingerissen, sich nicht gegen alles, was ihr auch nur von ferne zu widerstreben schien, zu stark, zu einseitig, oder auch irrig ausgedrückt, und ob er dabey über das Bittgebeth nichts vorgebracht habe, was Andern billig zum Anstoße werden könnte. Dieß sollte, da es gerade seiner obigen auf Verbreitung gemeinnütziger Tugend gerichteten Absicht entgegen ist, ihm wahrlich leid thun, und darum, so weit es wirklich oder auch nur dem Anscheine nach geschehen ist, hier in dieser Schrift berichtigt, und so, wie er hofft, jeder seiner Leser zufrieden gestellt werden.

2.

Es verdient allerdings, so wie der Verfasser gethan hat, eingeprägt zu werden, daß man ja seinen Gottesdienst nicht aus bloßem Bethen und Bitten soll bestehen lassen. Dieß hat Jesus selbst,

der die Leute wohl kannte, ihnen einzuschärfen, für nöthig befunden. Darum sprach er: „Nicht jeder, der mir immer vorsagt: Herr! Herr! wird ins Himmelreich eingehen; sondern jener, der den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, wird eingehen ins Himmelreich.“ * Wiederum sagte er: „Wenn ihr im Begriffe seyd, zu bethen, so vergebt erst jenem, wider den ihr etwas habt, seine Schuld, damit euch euer Vater, der im Himmel ist, auch die eurige vergebe. ** — Wenn du deine Gabe (also wohl, oder noch um so mehr auch, wenn du dein Gebeth) vor den Altar bringest, und erinnerst dich da, daß dein Bruder über dich zu klagen hat, so laß deine Gabe vor dem Altare, und gehe erst hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm, und opfere deine Gabe.“ *** Ausdrücklich schaltet darum Jesus in seine Gebethformel die aufrichtige Gesinnung der Liebe gegen den Mitmenschen, und zwar, welches die reinste und höchste Stufe derselben ist, die Liebe und Versöhnlichkeit gegen seine Feinde ein: Er will dabey, mit dieser Liebe solls so ernstlich und aufrichtig gemeynt seyn, daß der

* Matth. 7, 21.

** Mark. 11, 25.

*** Matth. 5, 23. 24.

der Bethende — selbst um seines übrigen Gebeths willen — durchaus nicht will von Gott mit Gnade und Verzeihung angesehen werden, wenn er nicht seinen Mitbruder, selbst seinen Beleidiger und Feind mit Liebe und Versöhnlichkeit umarmt: „Vergieb uns unsre Schuld so, wie auch wir unsern Schuldnern vergeben.“ * Von dieser Liebe ist es nun auch, von der er in eben demselben Unterricht sagt: „Alles also, was ihr wollt, daß es die Leute euch thun sollen, das thut auch ihr ihnen: dieß ist der kurze Inhalt des Gesetzes und der Propheten.“ ** D. h. alles dessen, was jenes befiehlt, und diese lehren, und Gott will. Diesen Willen des Vaters zu thun, darauf soll man also, zu folge seiner Anweisung, vor allem sehen, wenn man Gott wahrhaft dienen, sich nicht nur den Buchstaben, sondern den Geist des ächten Gebethes eigen machen, und den Vater im Himmel im Geiste und in der Wahrheit anbethen will; man soll ja nicht glauben, daß man außer dessen Ihm durch was immer für Gebethe und Opfer wohlgefällig werden könne. Die Andächtigbethenden mögen sich durch Andacht und Gebeth auch noch so nahe mit Gott und Jesu als ächte Kinder und Brüder zu vereinigen denken,

aber

* Matth 5, 12.

** Matth. 7, 12.

aber sie sollen ja nicht vergessen, was ihr Lehrmeister gesagt: „Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?" — Und indem er auf die Jünger sah, wie sie rings um ihn hersaßen, streckte er seine Hand gegen sie aus, und sprach: „Seht da meine Mutter und meine Brüder; denn wer immer den Willen Gottes, meines himmlischen Vaters thut, der ist mir Bruder, und Schwester, und Mutter." * Hieher gehört nun auch, was er den Pharisäern, die lange Gebethe verrichteten, Opfer brachten, auf die Heiligung des Sabbaths drangen, von dem kleinsten Gewächse den Zehent reichten, und sich dadurch vorzüglich für gerechte und heilige Gottesdiener hielten — was er ihnen wiederholt und so nachdrücklich ans Herz legte: „O, wenn ihr doch wüßtet — lernet doch einmal, was das heißt: Ich will Menschenliebe, und nicht Opfer." ** — Gott und den Nächsten, wie sich selbst, lieben, das ist weit besser, als alle Schlacht- und Brandopfer. *** — Ihr Heuchler, von euch hat Esaias trefflich geweissaget: „Dieses Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehrt mich mit seinen Lip-

* Matth. 12, 48 — 50.

** Matth. 9, 13. u. 12, 7.

*** Mark. 12, 33. 34.

Lippen, aber sein Herz ist weit von mir. Vergeblich ehren sie mich, denn ihre Lehren sind nur Menschengebothe. * Wehe euch ihr Gelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler — die ihr (bey all euren Gebethen, Sabbathhalten, Reinigen und Zehent geben rc.) das Wichtigste im Gesetze, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Redlichkeit verabsäumt." **

Der Mensch ist nur zu geneigt, sich auf die leichtere Gebethsübungen und die Gefühle der Andacht viel zu gute zu halten, und dafür von der beschwerlichen Erfüllung der Hauptpflichten von Tugend und Gerechtigkeit sich unter allerley Vorwand und Beschönigung los zu sagen. Darum ist es nöthig und wohlgethan, wenn der Verfasser gedachter Abhandlung über das eigentliche Bittgebeth überall darauf dringt, daß man Gott vor allem durch reine Tugend und Sittlichkeit zu dienen strebe; daß man selbst seine Erhebung des Gemüths zu Gott, seine Gebethe, Betrachtungen und Entschlüsse vorzüglich dahin richte, sie zur kräftigen Ermunterung dazu werden lasse; und daß man sich hiedurch mehr, als durch irgend etwas

* Matth. 15, 7 — 9.

** Matth. 23, 23.

was anders, der ausspendenden Gnade und Güte des Höchsten werth bezeige.

3.

Auch das wird wohl Niemand an ihm tadelhaft finden, wenn er von unsern Bitten und Bethen jene unwürdige Vorstellungen zu entfernen sucht, die man sich so manchmal dabey von Gott macht. Nein! es ist hier bey unsern an ihn gerichteten Gebethen nicht, als wenn man einen Großen vor sich hätte, der um unsere Noth nicht weiß, den sie nicht leicht rührt, der auf uns ärmere, weit unter ihm stehende Geschöpfe mit Stolz und Verachtung herab sieht. Nein! nicht darum müßen wir ihm unsre Noth und Bedürfnisse im Gebethe vortragen, als wenn er sie nicht schon zum voraus weit vollkommner, als wir selbst, wüßte. „Fraget nicht kümmerlich nach, wie ihr zu essen oder zu trinken haben werdet; laßt euch nicht ängstlich zwischen Furcht und Hoffnung umhertreiben. Dieß alles suchen die heydnischen Weltvölker. **Euer Vater** weiß schon, daß ihr dieß bedürft; sucht nur das Reich Gottes (euch durch Tugend und Gerechtigkeit zu würdigen Mitgliedern der Gemeinde und des Volkes Gottes zu machen) und dieß alles wird euch zu-

 geges

gegeben werden." * — Eben dasselbe sittliche Wohlverhalten, eben dieselbe Tugend und Gerechtigkeit, die euch als würdige Mitglieder in einem Reiche oder Volke Gottes darstellt, wird euch auch Gott als vorzüglich werth seiner väterlichen Fürsorge und Ausspendung zur Abhülfe eurer Bedürfnisse darstellen. „Wenn ihr (noch über dieß) bethet, so schwatzt und plappert nicht viel, wie die Heyden, die sich einbilden, daß sie dadurch erhört werden, wenn sie viele Worte machen. Machts ihnen nicht nach; denn euer Vater weiß schon, noch ehe ihr bittet, was ihr bedürft." ** Und so wie er allwissend um uns und alle unsre Noth weiß, so ist er auch allgütig, und hat uns lieb; ist nicht von jenen Hartherzigen, die man erst durch zudringliches Bitten zur Hülfe erweichen, nicht von jenen Hochmüthigen, die man durch Erniedrigung und Schmeicheley hiezu bestechen muß. Er bedarf unsers Vortrages nicht darum, damit er von unsern Anliegen verständigt, unserer Zudringlichkeit und unserer Lobpreisungen nicht, damit er zur Hebung oder Linderung derselben gereitzt werde. Wissen, was für uns übel, und wollen, was für uns gut ist, dieß Beyde ist

bey

* Luk. 12, 29 — 31.

** Matth. 6, 7 — 9.

bey ihm Eins. Darum gründet Jesus seinen tröstlichen Zuspruch darauf: „Euer Vater weiß, was ihr bedürft, schon ehe ihr zu ihm fleht.“ — Er kennt es, und versteht zu helfen; und der es kennt, ist euer Vater, und will helfen. Darum sagt er ein andersmal zu seinen Aposteln: „Ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten will; denn er, der Vater, hat euch selbst lieb.“ *

Noch ist es gut zu warnen, daß ja unser Bitten und Bethen um Entfernung sinnlicher Uebel, um Zutheilung sinnlicher Güter nicht aus einem ungeduldigen Verlangen, nicht aus Unzufriedenheit mit göttlicher Fügung herrühre. Erst sollen wir eine unbeschränkte Ergebenheit in Gottes Willen in uns gründen, auch des Unangenehmen, das er über uns verhängt, immer mehr froh und muthig tragen lernen, und wenn wir bey zu schwerem Drucke, bey zu großem Mangel uns gleichwohl um Abhülfe zu bitten gedrungen fühlen, nie anders, als mit eben derselben Ergebenheit es immer noch dem Höchsten anheimstellen, ob ers seinem heiligen weisen Willen, unserm und dem Weltbesten für angemeßner finde, den Kelch hinwegzunehmen, oder da zu lassen — „Doch Vater, nicht wie ich, sondern wie du willst;

* Johann. 16, 26.

willst; nicht mein, sondern dein Wille geschehe! *

Man kann, was bisher gesagt worden, kurz zusammen fassen, und jedem Bittend- und Bethenden zurufen:

„Denke richtig und würdig von Gott, und glaube ja nicht, daß man darum zu ihm flehen müße, um ihn durch unsern Vortrag von unsrer Noth zu verständigen, oder durch unser Zudringen und Lobpreisen zur Hülfe und zur Herablassung bis zu uns zu erweichen — Der Vater weiß, was ihr bedürft, ehe ihr bittet, der Vater hat euch von selbst lieb:

„Denke richtig und würdig vom Gottesdienste, und sieh vor allem darauf, daß du emsig Gottes Willen thust, und dich überall zufrieden in Gottes Willen fügst; daß du thätig wirkest, wie ers befiehlt, und ergeben leidest, wie ers fügt. — Reinsittliches Wollen und Handeln, streben nach dem Reiche Gottes und dessen Gerechtigkeit ist das Erste, ist der vorzüglich Gott gefällige Dienst, ist wahre Anbethung des Höchsten im Geiste

* Matth. 26, 39. 42.

ste und in der Wahrheit, ist wahre Liebe zu Gott und Menschen, ist der Inbegriff aller Gebothe und aller heilsamen Lehren, des Gesetzes und der Propheten."

4.

Auf all dieses hat nun auch der Verfasser der Abhandlung über das eigentliche Bittgebeth wiederholt und so nachdrücklich angedrungen, daß es scheint, er habe sich lediglich von diesen großen und herzerhebenden Wahrheiten auch zu allem dem hinleiten lassen, was er sonst noch vom Bittgebethe behauptet. Nur ist die Frage, ob er sich nirgend zu weit, und zu Sätzen habe verleiten lassen, die er als eine Folge aus diesen Wahrheiten annahm, und die doch keine sind, sondern vielmehr irrig und anstößig seyn, oder scheinen dürften?

Der Verfasser ist eben darum, da er auf Belebung und Verbreitung des reinen Tugendsinnes, auf das Streben nach dem Reiche Gottes, und dessen Gerechtigkeit seine vorzügliche Absicht hinrichtet, nicht von der Art, daß er nicht jeden erkannten Irrthum, jeden gegründeten Anlaß zur Aergerniß eilig und gerne selbst durch öffentlichen Widerruf, besonders aber durch neue Aufhellung und

und Berichtigung heben sollte. Irrthum und Aergerniß streiten ja zu offenbar gegen das Ziel, das er im Auge hat.

Nun nach einer neuen strengen Revision alles dessen, was er in jener Schrift gesagt hat, findet er für nöthig, in dieser folgendes anzumerken, das auch jedem, der jene nicht gelesen, schon für sich allein verständlich seyn, und etwa auch zur Beförderung ächter Begriffe über das Bittgebeth nicht ganz undienlich scheinen dürfte.

In jener Abhandlung ward die Frage aufgeworfen: „Erhört Gott unser Bitten, d. h. gewährt er uns (wenigstens manchmal) das, was wir verlangen, so um unserer Bitte willen, daß ers ohne diese, wie sonst auch immer unser Thun und Verhalten seyn mochte, nicht würde gewährt haben?“ Bey dieser Frage wollte man aber nur wissen, was die Vernunft, nicht was die Offenbarung hierüber sage; wollte nur untersuchen, ob die bisher aus bloßer Vernunft für die Erhörbarkeit des eigentlichen Bittgebethes angeführten Gründe sich behaupten könnten, oder durch ihre aufgedeckte Schwäche und angeführte Gegengründe fallen müßten. Die Antwort fiel verneinend und gegen die Erhörbarkeit des Bittgebethes aus, aber

aber wie gesagt, nur so ferne sie aus bloßer Vernunft hergeholt ward. Dem Verehrer der Offenbarung blieb es hiebey unbenommen, eine bejahende Antwort aus den dafür sprechenden Schriftstellen aufzuführen, nur sollte er sich lediglich auf Schriftbeweise, und nicht ferner auf Vernunftbeweise stützen, außer er könnte die bisherigen besser begründen, und die Nichtigkeit der dawider vorgebrachten Gegengründe darthun. Konnte er auch dieß Letztere, so war dieß dem Verfasser jener Abhandlung ganz nicht zuwider, sondern vielmehr willkommen und erfreulich, wenn etwa seine Schrift eine Veranlassung für heller und tiefer sehende Männer geworden, uns ihr schärfers Auge zu leihen, um selbst in dem, was bloße Vernunft sagt, die Erhörbarkeit des eigentlichen Bittgebethes bis zur klarsten Ueberzeugung begründet zu finden.

Bis nun dieß, etwa durch eine strenge Kritik über jene Abhandlung, geschieht; will der Verfasser hier selbst eine darüber liefern, und einige Gebrechen darinn auf eine Weise aufdecken, daß hiedurch zugleich aller Anstoß, den sonst Schwache oder Starke daran nehmen möchten, verschwinden soll.

5. Un=

5.

Unter unsern Bitten, die wir zu Gott thun können, findet sich auch jene um seine Gnade und übernatürliche Einwirkung, damit wir sein heiliges Gesetz auf eine heilsame Art erfüllen mögen. Ueber das Bittgebeth um diese göttliche Gnade läßt sich nun aus bloßer Vernunft nichts vorbringen, und also auch über dessen Erhörbarkeit nichts entscheiden. Die Vernunft kann nie beweisen, daß weder eine solche einwirkende Gnade von Oben zur Erfüllung unserer Pflichten, noch das Gebeth zur Erhaltung derselben erfoderlich sey. Man kann zwar dagegen sagen, (so wie es auch in jener Abhandlung gesagt worden) daß, wenn der Herr befiehlt, er auch dem Diener alles, was zur Erfüllung seines Befehles durchaus erforderlich ist, zutheilen, und nicht erst die Einreichung etlicher Suppliken fodern müße, um es zu erhalten. Man könnte diesem Gleichnisse leicht ein anders, und etwa dieses entgegen stellen: „Ein Vater will ja auch, daß erst sein Kind bitte, wenn er geben soll, und zwar nicht darum, damit der von selbst gute und rechtschaffene Vater durch diese Bitte geschmeichelt oder erweicht werde, sondern damit das Kind dadurch bekenne, daß es freyes, unverdientes Gnadengeschenk sey, was es hierauf erhält.“

erhält." Doch Gleichnisse von sinnlichen Dingen hergenommen können uns über Dinge nicht so leicht ins Klare bringen, die, wie die Gnade, für uns Geheimnisse und übersinnliche Dinge sind. Klärer als klar ist aber wohl dieß: Die bloße Vernunft kann unmöglich erweisen, ob zum heilsamen Rechtwollen und Rechtthun eine übernatürliche Beyhülfe nöthig oder unnöthig sey; ob auf dem Falle, daß wir sie durchaus bedürfen, Gott, der eine Handlung befiehlt, auch sogleich alles Nöthige ohne weiters geben werde, oder erst auf unser vorläufiges Bitten geben wolle und könne; und ob also hier ein erhörbares, oder gar kein Bittgebeth Platz finde. Die Vernunft laßt hier eine Lücke, da sie weder für, noch wider die Nothwendig- und Erhörbarkeit einer Bitte um Gottes Gnade, eben so wenig, als für oder wider die Nothwendigkeit der Gnade selbst mit überzeugenden Gründen auftreten kann. Diese Lücke mag nun der Verehrer der Offenbarung ausfüllen, und darthun, daß wir ohne Gottes Einwirkung nicht heilsam wirken, aber solche durch unsere Bitte erhalten mögen. Für letzters mag sich ihm nebst andern die Stelle der Schrift darbiethen: „So wird auch euer Vater den guten Geist jenen zutheilen, die ihn darum bitten." * — Die Stelle

* Luk. 11, 13.

le Augustins und des Kirchenraths zu Trient: „Gott befiehlt nichts Unmögliches, sondern ermuntert dich, da er befiehlt, das zu thun, was du kannst, und um das zu bitten, was du nicht kannst." * Wohlgemerkt aber hiebey die Lehre, die in der eben angeführten Stelle so heißt: „Wenn Gott befiehlt, so ermuntert, fodert er dich eben dadurch auf, zu thun, was du kannst." Anstrengen sollst du erst, aufbiethen alle deine Kraft, und nicht faul und träge zu bitten, daß Gott in dir wirke, was du selbst vermagst, und wodurch du allein erwirbst, was eigentlich dein Verdienst heißen kann. Gerade dadurch, daß du zur Befolgung des heiligen Gesetzes all dein Mögliches thust, kannst du dich vorzüglich werth und empfänglich für das machen, was du noch weiter bedarfst. Das ists ja auch, worauf Jesus andringt, wenn er bey der Liebe zu Gott, die eigentlich in der muthig- und freudigen Beobachtung all seiner Gebothe besteht, so nachdrücklich er-

* VI. Sitzung. 11. Hauptst. Daß diese und ähnliche Stellen mit ihrer Beweiskraft am Ende lediglich auf richtigen Begriffen von Offenbarung, Kirche und Schriftauslegung beruhen, versteht sich von selbst, und kann hier nur beyläufig erinnert, aber nicht weiter ausgeführt werden.

ermahnt: „Von ganzem Herzen, mit ganzem Gemüthe, von ganzer Seele, aus all deinen Kräften!“ * So nothwendig immer göttliche Einwirkung seyn mag, so nöthig ist auch eigne menschliche Anstrengung, und diese darf gewiß in keinem Falle weniger empfohlen werden, als das Bittgebeth um jene, weil bethen um Hülfe, wo man sich selbst zu helfen vermag, und unterläßt, immer ein träges, faules Gebeth bleibt. Es ist auch hier nicht recht gethan, wenn man der Nothwendigkeit der Gnade, und der Verdemüthigung seiner selbst dadurch das Wort reden will, daß man das menschliche Unvermögen nur recht hoch hinan, und seine natürliche frey- und selbstthätige Kraft nur recht tief, und gleichsam bis zur Nulle herabsetzt. Den Menschen immer nur sagen, daß er selbst gar nichts vermöge, heißt, seinen Muth niederschlagen, und ihn einladen, daß er auch nichts thue. Dagegen ist es Ermunterung und Erhöhung des Muthes, wenn man ihm zuruft: „Du vermagst viel, wenn du nur ernstlich willst. Auf! strebe, hebe dich! Nur fest entschlossen; nur herzhaft zugegriffen, nur standhaft ausgeharrt, und unter Gottes Schutz und Segen

* Matth. 22, 37. Mark. 12, 30. Luk. 10, 27.

Segen kömmts zu Stande. Dabey bleibt es doch immer wahr, daß selbst auch deine natürliche Kraft, dein Selbstthätigkeits = und Freyheits = Vermögen nicht von und aus dir, sondern von und aus Gott ist. Dieß mit Dank gegen den Höchsten erkennen, ist wahre — aber sich selbst alle Kraft absprechen, Gottes hohe Gabe in sich verläugnen, sein Nichtsthun mit seinem Unvermögen beschönigen, bey seinem Nichtsthun lauter himmlische Einwirkung, und daß Gott Alles für uns thue, bittend erwarten — Dieß ist falsche und faule Demuth. Man muß zu Gott ein unbeschränktes Vertrauen fassen, aber auch Zutrauen zu sich selbst haben; nicht jenes pharisäische, als wenn man blos durch äußern Gottesdienst und Ceremonienprunk schon gerecht wäre, sondern daß man es bey eignem unermüdlichen Streben unter Gottes Beystande zur wahren innern Heiligung bringen könne."

6.

Wenn die bloße Vernunft über das Bittgebeth um göttliche Gnade nichts Bestimmtes anzugeben weiß; so hat sie doch die Nützlich = und Erhörbarkeit desselben überhaupt von einer andern Seite zu rechtfertigen gesucht. Bey unsern Bitten —

spricht sie — äußern sich mancherley gute moralische Gesinnungen, die an sich und dadurch, daß sie zu guten moralischen Handlungen leiten, uns und unser Bitten in Gottes Augen wohlgefällig und erhörbar machen können. Diese moralische Gesinnungen mögen nach einer vollständigern Angabe, als in jener Abhandlung über das eigentliche Bittgebeth vorkömmt, folgende seyn:

a) Man bittet und wünscht sich dieß oder jenes, weil man es als sehr zuträglich für unsre Wohlfahrt ansieht, also darinn Gottes Gabe hoch und würdig schätzt, woraus denn auch sich um so leichter ergeben mag, daß man sie auch nach Gottes Willen gut und mit Dank gebraucht.

b) Man bittet, weil man sein eigen Unvermögen, es sich selbst zu verschaffen, fühlt, dadurch zur Einsicht seiner Schwachheit, sohin zur richtigern Kenntniß und Schätzung seiner selbst, und so zur wahren Demuth, zur gebührenden Verdemüthigung in Gottes Augen gelangt.

c) Man bittet, weil man erkennt, daß man kein Recht zu fodern hat, daß man

bey allem, was man auch Gutes thut, ein unnützer Knecht bleibt, der nur sagen kann: „Herr, was ich that, war ich zu thun schuldig.“ — Aber nie sagen darf: „Dieß und jenes, was ich wünsche, bist du mir zu geben schuldig.“ — Ein Knecht also, der bey all seinem Wohlverhalten, das aber zugleich allemal von ihm lauter anerkannte Pflicht ist, nichts eigentlich dafür einzufodern hat, sondern noch immer zu bitten braucht.

d) Man bittet, wobey man volles Zutrauen zu Gott hat, an den man seine Bitte richtet — Zutrauen, das heißt, jene Gemüthsverfassung, die uns so nöthig ist, um über die Drangsalen, über die Dornen und Steinspitzen auf dem Wege dieses Lebens hinwegzukommen; dabey nicht durch Kleinmuth und Niedergeschlagenheit Hand und Fuß sinken zu lassen; sondern sie wieder muthig und thätig im Zutrauen zu unserm Vater im Himmel zu heben.

e) Man bittet zu Gott, erhebt seine Seele zu ihm dem Allheiligen und Allreinen, und kanns nicht aushalten vor ihm zu stehen,

ohne

ohne sich, wie Zachäus vor Jesu that, zu einem reinern, heiligen Leben aufzufodern, und so der von ihm zu erbittenden Gaben würdig zu machen.

f) Man bittet, und wendet seine Seele zum Himmel, schüttet sie aus vor Gott dem Allweisen und Alliebenden, und fühlt dadurch erquickenden Trost in seinem Leiden, und Stärke, sich zu ergeben in Gottes Willen.

g) Man bittet, und schwingt sich dadurch mit seiner Seele über alles Irdische und Sinnliche zum Uebersinnlichen auf.

Nun ists zwar nicht zu läugnen, daß alle diese und ähnliche schöne Gesinnungen eben nicht aus dem Bittgebethe, sondern aus dem Anschauen, Unterrichte und Nachdenken über das, was wir immer und außer uns in der Natur- und Menschengeschichte wahrnehmen, hervorgehen; es ist nicht zu läugnen, daß sie durch obige Mittel auch ohne Bittgebeth in uns geweckt, und da seyn können, ja wirklich schon vorher geweckt seyn müßen, wenn sie mit dem Bittgebethe vereinigt werden sollen. Aber es hat doch auch wieder seine Richtigkeit, daß sie sich bey dem Bittgebethe miteinfinden können, und bey solchen Bethenden, die übrigens gut unterrichtet sind, sich ganz oder

größtentheils allemal einfinden werden. Es ist ja noch nicht genug, daß sie nur durch Anschauen, Unterricht und Nachdenken einmal in uns entstanden seyen, sondern daß sie durch öfters wiederholte Erweckung in uns bis zu einem so hohen Grade belebt werden, daß sie sich dann, besonders für die Fälle, wo wir derselben vorzüglich zur Stärkung und Beharrlichkeit im Guten nöthig haben, leicht und gleichsam von selbsten darbiethen. Was giebt nun zu dieser widerholten Aufwecfung derselben mehrfältigen Anlaß, als das Bittgebeth? Wie oft finden wir uns in diesem Leben in einer so trüben Lage, daß wir beym Mangel an eigner und fremder menschlichen Hülfe uns zu Gott zu rufen gedrungen fühlen? Wenn nun da allemal auch jene guten moralische Gesinnungen mit beym Gebethe sind, so kann der **Verfasser jener Abhandlung** gewiß nicht dagegen seyn. Auch das kann und will er nicht in Abrede stellen, daß nicht Gott gerade um jener Gesinnungen wegen uns seiner Gaben empfänglich und werth finden, und so unsre Wünsche und Bitten erhören könne; denn er will ja überall selbst, daß man sich vorzüglich durch reinsittlichen Tugendsinn der Theilnahme an der freygebigen Ausspendung des Allgütigen werth machen möge und solle. Wenn er aber die Bitte von allen diesen Gesinnungen

sinnungen durch Abstraktion losreißt, sie ganz allein für sich betrachtet, und sagt, um dieses bloßen Bittens und Bettelns wegen könne uns Gott nicht wohl erhören; so ist dieß eine so feine Absonderung, die allenfalls im logischen Denken und in der Schule, aber nicht im wirklichen Handeln und in der Welt Platz greift. Hier ist die bloße Bitte, wenn sie ächter Art, und mit Kenntniß und Liebe Gottes an ihn gestellt ist, nie von allen jenen Gesinnungen abgesondert, sondern immer mit ihnen geeinigt, und dem Bittenden, wenn er nur erhört wird, ists ganz keine Sache von Belange und Wichtigkeit, erst noch scharfsinnig auszumitteln, ob er um seiner moralischguten Gesinnungen wegen, oder auch mit um seiner bloßen Bitte willen erhört worden sey.

Sollte auch hie und da Mancher in sich das Bedürfniß jener strengen und haarscharfen Unterscheidung fühlen, sollte er Einsicht und Fähigkeit genug haben, durch eignes Nachdenken und wiederholtes Betrachten der Werke Gottes und seines heiligen Gesetzes, jenen Tugendsinn in sich, auch ohne Bittgebeth um sinnliche Güter *, bis zum Ueber-

* Nur von diesen ist im gegenwärtigen Abschnitte immer die Rede, so wie sie es im vorhergehenden von dem Uebersinnlichen der Gnade war.

Uebergange in Leben und Thätigkeit zu gründen; sollte er Stärke genug besitzen, die sinnlichen Wünsche und Bitten bis zu großen freudigen Aufopferungen um der Tugend willen in sich niederzuschlagen; so würde dieß zwar ein allerdings uns achtungswürdiger Mann, aber auch eine ziemlich außerordentliche seltne Ausnahme von dem gewöhnlich schwachen Schlage der Menschen seyn. Auf diese gewöhnliche Schwachheit der Menschen muß der weise Lehrer seinen Unterricht berechnen. Ihnen kann ers ganz wohl erlauben, auch ihre sinnliche drückende Bedürfnisse in flehende Bitten zu ergießen, wenn dieß nur anbey mit Erweckung guter moralischer Gesinnungen geschieht, wodurch sie sich zugleich der tröstenden Gewährung würdig und empfänglich machen können; diesen mag man ganz wohl zurufen: „Bittet, und ihr werdet erhalten; suchet, und ihr werdet finden.“ * Wo nicht gerade das, was ihr allemal verlangt, doch vielleicht etwas Bessers; statt der Freude, euch frey vom Uebel zu fühlen, doch Trost, Muth und Stärke, es zu tragen; statt durch die Bitte die bestimmte Erhörung zu erlangen, doch euch in die ruhige Fassung eines Gott ergebnen Willens zu setzen.

Selbst

* Matth. 6, 7.

Selbst der Verfasser jener Abhandlung nimmt es ja den sinnlichschwachen Menschen nicht übel, wenn er nach dem Drange seiner sinnlichen Natur sein Leiden klagt, sein Herz erleichtert, und um Linderung und Abhülfe fleht. — Nur soll seiner Bitte — „mir werde mein tägliches Brod" — jene vorangehen: „Dein Wille geschehe!" Nur soll zum sinnlichen Verlangen auch das Vernünftige hinzukommen: „Aber nicht wie ich, sondern wie du willst." Wenn er aber auch hier die Sache etwas schärfer nimmt, und meynt, daß derjenige, dem es mit einem solchen Beysatze und seiner Hingebung in den weisern und bessern Willen des Höchsten Ernst ist, eben dadurch seine Bitte, so weit sie aus sinnlichem Verlangen stammt, aufhebe, und an ihre Stelle das vernünftige Verlangen, seinen Willen überall mit dem göttlichen zu einigen, hinsetze; so mag an diesem Gedanken Theil nehmen, wer will und kann. Die Hauptsache bleibt immer, die gute Gesinnung voller Ergebenheit zu haben, und nicht, was sie, mit der sinnlichen Bitte vereinigt, für Folgerungen und Resultate gebe, philosophisch zu wissen.

7.

Dieß ist nun theils Erläuterung, theils Berichtigung von dem, was in jener Abhandlung über das Bittgebeth gesagt worden, die man hier nachzutragen für nöthig gefunden hat. Und nun soll hoffentlich nichts mehr in derselben so aufgefaßt werden, daß es zum schädlichen Irrthume verleiten, oder zum Anstoße gereichen könnte. Will man diese Erläuterung sowohl, als Berichtigung ins Kurze fassen, so beruht sie auf den zweyen Punkten.

1. Ueber die Bitte um übernatürliche Gnade, durch die uns das heilsame, tugendhafte Rechtthun möglich und leicht, so wie hiedurch die künftige Seligkeit zu Theil werden soll, kann die bloße Vernunft in so ferne nichts entscheiden, als sie über die Möglich- und Wirklichkeit der Gnade selbst, über die Natur dieser übersinnlichen Gabe und über die Wege Gottes bey ihrer Ausspendung nichts zu entscheiden vermag. Hier hat also der Verehrer der Offenbarung reines und freyes Feld; hier ist er in seinem Gebiethe, und kann darinn herrschen, so weit sein Gebiethe reicht; kann bestimmen, was die bloße

Ver-

Vernunft unbestimmt läßt, in so ferne dieß der sichere, klare, deutliche Ausspruch einer höhern Vernunft und Weisheit bestimmt hat. Nur vergesse er nie, auch die volle Anstrengung eigner natürlicher Kräfte zu empfehlen, um nicht im faulen Zutrauen Alles anderswoher zu erwarten, und nicht durch eben dieselbe Trägheit sich des fremden Beystandes unwürdig zu bezeigen.

2. Was unsre Bitten um sinnliche Güter betrifft, so könnte man sagen, daß dort, wo wir uns dieselben nicht selbst verschaffen mögen, unser Verlangen darnach und unser Bitten darum eben so in unserer Natur gegründet sey, wie unsre Neigung und unser Trieb nach Glückseligkeit darinne liegt. Aber gleichwie wir nach Glückseligkeit nur auf gerechten Wegen, nur durch gerechte, tugendhafte Handlungen, die uns derselben und einer noch höhern, als dieser irdischen, werth machen, streben dürfen: so gilts auch, daß wir nur unter guten moralischen Gesinnungen, und vorzüglich unter Einigung unsers Willens mit dem Willen des Weisesten und Besten, darnach verlangen, und darum bitten sollen. Da der Drang nach sinnlicher

Glück-

Glückseligkeit uns in diesem Leben nie verläßt, und immer, wo sie uns zu fühlbar mangelt, zum Wünschen und Bitten auffodert; so giebt er uns auch eben dadurch um so öfter Anlaß, jene Gesinnungen bey unserm Bitten immer wieder zu erneuern und zu beleben. Zugleich bleibt es aber ein bey alle Mahl bey dem, was theils in jener Abhandlung, theils hier in den ersten dreyen Abschnitten gesagt worden, nämlich: Unser vorzügliches Bestreben gehe dahin, nach sinnlichen Gütern, und nach Befriedigung unserer Neigungen nicht ungestümm, ungedudig und heftig zu verlangen, sondern vielmehr das Angenehme zu entbehren, und das Unangenehme tragen zu lernen; unsere Begierden und unsre ganze sinnliche Natur mit Allem, was darinn gegründet seyn mag, der Herrschaft unserer vernünftigen freyen Natur, und dem heiligen Tugendgesetze, das in ihr gegründet ist, zu unterwerfen; den Sturm der Begierden zu zähmen, dagegen unsern Tugendsinn durch heilsame Betrachtungen, durch gute Entschlüsse, durch ernste Wünsche für eigne und fremde Vollkommenheit, mit einer zu Gott dem Urbilde aller Güte, Liebe und Heiligkeit erhobnen Seele,

durch

durch dieß eigentliche Gebeth im Geiste und in der Wahrheit zu stärken. — Da wird freylich des Wünschens und Bittens um sinnliche Güter um so weniger, aber der Reinheit, und der zutraulichen Ergebenheit unsers Willens in den göttlichen um so mehr werden.

Zum Beschluße ein Beyspiel, das Manches, was hier gesagt worden, auf eine sinnliche Weise anschaulich machen, und den ächten Sinn und Geist des Gebethes in seiner überaus schönen Reinheit darstellen kann.

Die Prinzeßinn von Condee, die im Jahre 1760 starb, hatte als eine der gottseligst- und tugendhaftesten Personen gelebt. So bald sie von ihrer letzten Krankheit befallen ward, überließ sie den Aerzten die Sorge für die Gesundheit ihres Leibes, und beschäfftigte sich allein mit der fortschreitenden Ausbildung und Veredlung ihrer Seele. Durch frommes, gelaßnes Dulden Gott ehren, und die Menschen erbauen, durch eine vernünftige letztwillige Verordnung noch nach ihrem Tode ihren Mitbrüdern und Mitschwestern alles mögliche Gute erweisen. — dieß war jetzt ihr vorzügliches Thun und Trachten. Ihr Gemahl

fragte

fragte sie, an welchem Theile des Leibes sie besonders litte. „Ich leide an allen Theilen, war ihre Antwort, aber doch nicht so viel, als ich zu leiden wünsche, und verdiene.“

Ihr Testament war ein Meisterstück von Vernunft, von Klugheit, Frömmigkeit und Liebe. Sie theilte darinn für treue Diener und wahre Arme lebenslängliche Gehalte und jährliche Almosen, über dreyßig tausend Gulden aus. Ihr Gatte, der Prinz, hatte eine solche Liebe und Achtung für sie, daß er sagte: „Sie hätte die Hälfte meines Vermögens verschenken können; ich würde ihren letzten Willen gleichwohl verehrt, und vollzogen haben.“

Man glaubte, wenn irgend ein Gebeth die Wiederherstellung ihrer Gesundheit bewirken könnte, so müßte es vor allen ihr eignes seyn. Aber man konnte sie niemals zu dieser Bitte bereden. „Gott weiß — sagte sie — was ich bedarf, und was mir gut ist. Ich will, und soll nur so thun und wünschen, daß sein Wille erfüllt werde.“

II.

Ueber Unsterblichkeit.

In freundschaftlichen Briefen.

Erstes Schreiben.

Du hast, lieber Bruder! wie du mir sagst, noch nie auf einen Menschen getroffen, der keinen Gott glaubte; aber schon vielmal auf solche, die kein künftiges Leben, keine Unsterblichkeit zuließen, oder sie wenigstens in die Klasse der Dinge setzten, deren Existenz man nicht sicher wissen, nicht zuversichtlich annehmen könnte, sondern nothwendig bezweifeln müßte.

Du fragst: „Woher diese Erscheinung?" — Und ich könnte antworten: „Es gehört noch nicht zum guten Tone, Gott seines Regimentes über diese Welt zu entsetzen, ihn aus dem Himmel zu verbannen; aber wohl möchte es bald zu diesem Tone gehören, Himmel und Hölle, Strafe und

Belohnung für die Menschen in einem andern Leben unter die Träumereyen und Hirngespinste zu rechnen."

Du denkst, der Glaube an eine schaffende, allwaltende Gottheit sey zu nahe mit unserm Herzen verwandt, dringe sich zu mächtig unserm Verstande auf, als daß man ihn so leicht unserer Seele entreißen könnte. Man könnte dir aber dagegen einwenden: „Wozu einen Gott, wenn es jenseits des Grabes kein weiters Leben, und darinn keine Belohnung, keine Bestrafung, keine Vergeltung für den Menschen giebt? Herz und Verstand bedürfen eines gerechten heiligen Vergelters, und giebts diesen für uns so wenig als ein anders Leben, so bedürfen sie auch keines Gottes."

Doch wir wollen nicht gleich am Eingange zu weit voreilen, sondern uns vielmehr wieder zurückwenden, und die Quelle aufsuchen, aus der dieser Unglaube an Unsterblichkeit kommen möchte. Sie kann im **Herzen**, und im **Verstande**, in der genußsüchtigen **Sinnlichkeit**, und in der grübelnden **Vernunft** liegen.

Es finden sich Menschen, die nicht so wohl Unglaubige sind, als scheinen wollen, solche zu

seyn.

seyn. Sie denken sich dadurch über die Einfältigen und Schwachen zu erheben, sich in das auserwählte Häuflein der ganz besonders aufgeklärten Männer und muthvollen starken Geister einzudringen, sich mit den Wenigen unter Vielen auszuzeichnen, indem sie mit jenen läugnen, was diese glauben, und das als ein Gespenst verlachen, wovor andre als vor einer Wirklichkeit zittern.

Noch sind unter diesen Unglaubigen ganz gewiß auch solche, die in diesem Leben so aussäen, daß sie in einem andern, wenn eins nachkäme, wenig ärnten dürften. Da sie nichts zu hoffen, wollen sie auch nichts zu fürchten haben, und um dieser Furcht ein für allemal los zu seyn, sprechen sie: „Es giebt kein Dort, es giebt nur ein Hier. Ists hier aus, so ist Alles aus.“

Es wird uns zwar nicht leicht einer aufstoßen, ders deutlich heraussagte, und es offen andern und sich gestünde: „Ich möchte so gerne ganz froh und frey, Tugend und Pflicht bey Seite, nach Neigung und Lust dahin leben, ohne in meinem Lebensgenusse durch Kummer und Unruhe über die Zukunft gestört zu werden; und darum glaube ich keine, dann stört mich auch keine.“

 Viel=

Vielmehr wird er dagegen versichern, daß er festiglich an Moralität und Tugendpflicht glaube; daß man sich nicht Alles, was gelüstet, erlauben; zwar wohl sich ein wenig gütiglich thun, aber darum doch auch andre nicht, wie Hunde, hudeln und pudeln dürfe. Ob aber dem, der hier ein löblich-tugendhaft Leben geführt, auch noch ein anders ewig glückseliges dort zu Theil werde, das lasse sich, meynt er, wohl gut und fromm wünschen; nur fehle Ueberzeugung, um es zuversichtlich zu hoffen. Und so beredt er sich, er läugne die Unsterblichkeit aus lauter Liebe zur Wahrheit und Gründlichkeit. Er will dieß in seinen und anderer Augen nur darum gethan haben, weil hinlängliche Beweise zur Behauptung derselben für den Kopf fehlen, indeß doch die Hauptgründe zum Läugnen nur im Herzen liegen.

Wir nehmen es mit Tugend und Moralität nicht immer so strenge und genau, als wir sie im Munde führen; und wenn wir sie gleich immer mit Achtung nennen; so ist dieß doch noch lange kein Beweis, daß wir auch immer entschlossen sind, im Werke darnach zu thun. Wofür würde man uns auch ansehen, wenn wir jede lockere, unsittliche, ungerechte That, wozu uns Lust und Durst nach Gewinn und Hohheit reitzt, der lauten

ten Stimme des Gewissens zuwider, heilig sprechen, oder gar allen Unterschied zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster, als leeren Traum der Einbildung erklären wollten? Nein, so tief wollen wir uns in der Meynung des Mitmenschen nicht herabsetzen, nicht zum Gegenstande des verdienten Mistrauens und allgemeinen Abscheues machen. Auch liegts ganz in unserer Natur, wenigstens Fehler und Verbrechen gröberer Art abscheulich zu finden, und die Tugendpflichten doch so lange zu beobachten, als sie mit unserm Temperament und unsern Neigungen zusammenstimmen, und zu unserm Glücke, Vergnügen und Vortheile beytragen. Aber sobald es darauf ankömmt, Gewinnst, Glück und Vergnügen im Dienste der Pflicht und Menschheit, in Uebung der sittlichen Gerechtig- und Wohlthätigkeit zu opfern; O! da treten wir nur gar zu gerne und gewöhnlich zurück. Wir verstehen uns dann ganz gut darauf, auch das Unerlaubteste, was wir gerne thun möchten, als erlaubt, das Häßliche als schön, und Fehler und Sünden als sehr verzeihlich, oder gar als vernünftig und verdienstlich zu finden. Will unser eigen Gewissen dagegen mit Vorwürfen und Anklagen auftreten, uns in unsern eignen Augen als verächtlich und strafwürdig ausrufen; so stehen uns doch auch so gut, wie jedem rechts-

 gelehrten

gelehrten Rabulisten, Gesetzverdrehung und Scheingründe zu Gebothe, um den Ankläger, wo nicht zu widerlegen, doch zu überschreien, das Gewissen einzuschläfern und zu betäuben, und die Aufmerksamkeit von dem verhaßten Tadel und Verdammungsurtheile weg, und auf die angenehmen einladenden Folgen der Handlung hinzuwenden. Alles, was hier Eindruck auf uns machen, unsern ruhigen Genuß stören, oder verbittern könnte, wäre die Furcht, große und lange künftige Leiden in einer andern Welt uns durch eben die Handlungen zuziehen, die wir um gegenwärtiger Vergnügen und Vortheile willen unternehmen. Wie fürchten wir gewöhnlich nicht sehr, bey sinnlichem Gewinnste und Wohlergehen, unsittlich zu seyn, aber wohl unglücklich zu werden. Da kömmt dann unser Herz, und spricht: „Sey ruhig und guter Dinge in diesem Leben; du hast nichts von Schmerz, nichts von Strafe und Unglück zu befahren in einem andern Leben: denn es giebt keins.“ Und wir behaupten nun, nicht das partheyische Herz, sondern die unpartheyische Vernunft habe so gesprochen.

Manchmal mag wohl auch diese letztere sprechen. Mir sind selbst in meiner Lebensreise ein paar unvergeßliche Männer begegnet, die bey voller

voller Achtung für reine Tugend, bey dem unbescholtensten Wandel nach Pflicht und Gesetz, bey all ihrer Einsicht und Liebe zur Wahrheit sich gleichwohl in die Lehre von Unsterblichkeit nicht finden konnten. Ich begreife auch ganz wohl, wie man an derselben bey aller Redlichkeit des Herzens gleichwohl zweifeln, oder sie gar läugnen möge; obgleich diese Letztern, die ausdrücklichen Läugner, sich selbst nicht ganz verstehen dürften. Sie wollen wissen und schauen, und weil sich hier aus bloßen Vernunftgründen * nicht wissen und schauen läßt, so sprechen sie: „Laßt uns läugnen!" — Ist aber dieß recht? Darf der einsame Inselbewohner sagen: „Es giebt nichts, als dieses Eyland und das Meer; denn weiter sehe ich nichts?"

Doch hierüber ein andermal. Für jetzt finde ich derer, welche die Unsterblichkeit verneinen, zwey Klassen: die Erste, die Trotz dem Verbothe der Sittlichkeit gerne alles haben und thun möchte, was nach dem Triebe der Neigung ihr Herz wünscht; die Zweyte, die gerne alles wissen

und

* Von diesen nur ist, und kann nur nach dem Titel dieses Buches die Rede seyn.

und schauen möchte, was ihr Kopf denkt — Jene läugnet, damit sie haben möge und thun dürfe; diese, weil sie nicht wissen und schauen kann — Diese, weil sie die Ehr- Lust- und Habbegierde der Sinnlichkeit befriedigen will; diese, weil sich ihre Wißbegierde des Geistes nicht befriedigen läßt. Zu dieser zweyfachen Klasse kömmt nicht selten eine dritte, die aus beyden gemischt ist, und das Eigne und Verschiedne von beyden in sich vereinigt. Sie möchte zugleich gerne ungestört genießen, und vollkommen wissen.

Nun was willst du, mein Freund? Nicht das Erste; dafür steht mir deine Achtung für Sittlichkeit und Tugend: Aber wohl das Zweyte; dazu treibt dich dein Verlangen nach Aufklärung und Einsicht. Doch ich will nicht voreilig rathen, sondern lieber deine Aussage abwarten, und von dir dich selbst hören.

Zweytes Schreiben.

Ja, es bleibt dabey, so auffallend es dir auch scheinen will: „Jeder, der die Unsterblichkeit schlechtweg läugnet, versteht sich selbst nicht, und kann es, wenn ers recht überlegt, leicht finden, daß er im Widerspruche mit sich selbst sey."

Er mag meinethalben glauben, daß alle die theoretischen Beweise, die man für die Unsterblichkeit aufführt, lauter lahme und blinde Soldaten seyen, die sich um das Land der Zukunft vergeblich herumlagern, weil es ihnen gänzlich an Kraft und Geschicklichkeit fehlt, es gegen die Anfälle des zerstörenden Unglaubens zu schützen. Ich will ihm einsweilen zugeben, daß es um die Schlußfolge, bey denen man die ewig lebendige Dauer der Seele aus der Natur derselben, als eines einfachen Wesens, herausspinnen will, ein lauter gebrechliches Gespinnst und Gewebe sey. Aber berechtigt ihn das, diese ewige Dauer in einem andern Leben schlechtweg zu verneinen? Noch lange nicht. Er mag sagen, daß es keine strengen Beweise für die Unsterblichkeit gebe; aber darum noch nicht behaupten, daß auch keine Unsterblichkeit sey. Ein anders ist es, das Daseyn der Beweise für eine Sache, und wieder ein anders, das Daseyn der Sache selbst läugnen dürfen. Man hat keine streng geführte, und jeder Vernunft bis zur vollen Evidenz einleuchtende Beweise dafür, daß sich in den übrigen Planeten, die nebst unsrer Erde um die Sonne wandeln, auch mit Vernunft begabte Wesen und Inwohner finden; aber darf man nun sogleich rundweg darüber absprechen: „Es giebt keine solche Inwohner, so wie es kei-

ne Beweise dafür giebt?" — Es währte lange, bis Amerika, und noch länger, bis die Inseln der Südsee, oder Australien entdeckt wurde. Bis dahin wußte man durch keine Erfahrungsbeweise von ihrem Daseyn. Waren nun darum diejenigen recht daran, die sagten: „Sie sind nicht?"

Du siehst wohl, lieber Freund, daß ich hiedurch nichts weiters sagen will, als dieß: Wer behauptet — „der Mensch ist sterblich" — hat so gut die Obliegenheit, diesen Satz zu beweisen, als sie derjenige hat, der den Gegensatz aufstellt: „Er ist unsterblich." So wenig sich es der letzte erlauben darf, die Unsterblichkeit des Menschen ohne hinlängliche Beweise zu bejahen; eben so wenig geht es dem Ersten hin, sie ohne hinlängliche Beweise zu verneinen. Die logische Regel, wenn sie eine wahre und gültige Vorschrift seyn soll, darf nicht heißen: „Wer etwas bejahet, muß beweisen; wers verneinet, kanns auch ohne Beweise thun." An die Stelle dieser ganz falschen, unrichtigen und unvernünftigen Vernunftregel muß eine andre allein wahre und richtige kommen: „Wer etwas behauptet, er mag dieß in einem verneinend- oder bejahenden Satze thun, er mag dem Gegenstande seines Denkens irgend

eine

eine Eigenschaft beylegen, oder abläugnen, beyde Male muß er seine Gründe dafür anführen, wenn nicht seine verneinende wie seine bejahende Behauptung, eine ganz unsichre, grundlose Behauptung heißen soll."

So klar und einleuchtend diese allgemeine Vorschrift ist; so klar und einleuchtend ist auch die besondre, die sie enthält: „Wer die Unsterblichkeit des Menschen schlechtweg läugnen will, darf es nicht anders thun, als daß er hinreichend gültige Gründe seines Läugnens angebe." — Aber auch eben so klar und einleuchtend dürfte der Satz seyn, den ich dem vorhergehenden beyfügte: „Und doch kann er keine solchen Gründe angeben."

Oder wer hat es auch wohl je unternommen, und wer kann es unternehmen, strenge zu beweisen, daß für den Menschen kein anders Leben, als dieß kurze Erdenleben sey, die eine so schnell vorübergehende Erscheinung ist, daß jemand davon gesagt hat: „Das Leben ist ein Blitz, und der Tod ein Schlag?" Woher wollte er auch die Beweise nehmen, um darzuthun, daß der Mensch auch nicht mehr lebendig ist, sobald er mit seinem Körper für unsre Sinne nicht mehr lebendig erscheint? Kann er etwa zeigen, oder

wagt

wagt ers auch nur, zu sagen, daß im Himmel und auf Erde alles das todt sey, was nicht ein fühl- und sichtbares Leben für unsre sinnliche Anschauung hat? Kann er darthun, daß es überall nur sinnliche, unserer Seh- und Fühlkraft erreichbare, und durchaus keine übersinnliche Dinge gebe? Kann er etwa in seiner sinnlichen Erfahrung wahrnehmen, und aus Erfahrung darthun, daß kein fortwährendes Leben für den Menschen sey? So müßte er ja erfahren und sinnlich wahrnehmen können, was nicht ist und nicht erscheint, und sich also nicht sinnlich wahrnehmen und erfahren läßt. Wenn sich aber nirgends durch Erfahrungsgründe zeigen läßt, das keine Fortdauer des Menschen nach diesem Erdentode sey; so bleibt ihm nichts übrig, als durch Vernunftbeweise darzulegen, daß keine solche Fortdauer seyn könne. Ja! die Unmöglichkeit eines fortwährenden Lebens müßte er beweisen, und gerade diese Beweisführung wird ihm ewighin unmöglich seyn.

Nun, lieber Freund, wirst du es ohnschwer einsehen, ob ich nicht Grund hatte, zu sagen: „Wer die Unsterblichkeit schlechtweg läugnet, und, daß der Mensch ganz sterbe, gerade zu behauptet, der versteht sich selbst nicht, und ist,

wenn

wenn ers recht überdenkt, im Widerspruche mit sich selbst." Immer werde ich einem solchen absprechenden Läugner und jedem, der mitläugnet, zurufen dürfen: „Ihr wißt nicht, was ihr thut; ihr versteht euch in dem selbst nicht, was ihr da behauptend sagt! Sey es, das ihr, die ihr eure Gegner und ihre Gründe noch so unwiderlegbar widerlegt, ihre Blöße und Kraftlosigkeit noch so anschaulich darstellt; dieß berechtigt euch doch nur, zu sagen: Es giebt keine Beweise — aber nicht: Es giebt kein ewiges Leben. Wollt ihr dieß letztere behaupten, so müßt ihrs beweisen; und doch könnt ihrs nicht beweisen; und ihr wollt doch behaupten, was sich nie beweisen läßt? Wie wollt ihr euch da vor eurer eignen Vernunft rechtfertigen, daß ihr zu sagen wagt: „So ists" — wo ihr doch nicht wißt und nicht wissen könnt, durch nichts darthut, und nicht darthun mögt, daß es so sey?"

Bist du, Freund, bis hieher mit mir eins, so wollen wir Hand in Hand weiter vorschreiten. Aber erst will ich darüber dich selbst hören, und es soll jetzt das Wort an dir seyn, bis es wieder an mich kömmt.

Drittes Schreiben.

Du stimmst zwar in deinem letzten Schreiben dem bey, was ich in meinem vorhergehenden sagte. Aber mit dem Allen, glaubst du, sey eben noch nicht viel gewonnen. „Ich bin freylich — so sprichst du — nicht so thöricht und anmassend — und dieß wird wohl jeder, der denkt, so wenig, als ich, seyn — Den Beweis zu übernehmen, daß kein anders: als dieß menschliche Erdenleben sey, oder seyn könne. Aufrichtig gesagt, ich sehe wohl ein, daß hier jeder Versuch nicht nur mißlingen werde, sondern auch nothwendig müße. Darum ist es wohl auch noch Niemanden zu Sinne gekommen, ihn zu wagen. Allein wenn man auch mit keinem strengen Beweise gegen die Unsterblichkeit aufkommen mag, was hilft dieß, wenn nun auch keiner dafür sich auffindet? Da kann zwar der eine Theil nicht sagen: „Unsterblichkeit ist nicht" — aber auch eben so wenig der andere: „Sie ist." Beyde müßen dann statt dieses — „Ist — Ist nicht" — sich mit dem unsichern — „Ich weiß nicht" — bescheiden. Keiner darf dogmatisch absprechen: — „Es giebt für den Menschen ein ewiges Leben" — Jeder nur problematisch aussagen: „Es mag etwa eines; es mag auch etwa keines geben." Dieß

ist alles, was sich aus ihrem letzten Schreiben ergiebt; und wie wenig ist das?"

Mir ist es einsweilen genug, und Manchem, der bisher mit seinem entschiednen Unglauben an Unsterblichkeit groß that, vielleicht schon zu viel. Das stolze und kühne Absprechen — „Mit diesem Erdenleben ist Alles aus" — hat ein Ende. Man dachte bisher vielfältig, man dürfte die Unsterblichkeit nur schlechtweg verneinen. Nun ist aber gezeigt worden, daß noch etwas mehr dazu gehöre, daß man es auch beweisen müße, oder da man dieß nicht kann, auch nicht so gerade zu behaupten dürfe: daß man den hohen pochenden Thon — „der Mensch stirbt ganz" — zu den demüthig bescheidnen — „Es ist ungewiß, ob er ganz sterbe, oder ewig lebe" — herabstimmen solle.

Immer, wenn die Rede über die Lehre von Unsterblichkeit gieng, war es gewöhnlich, daß der Gegner den Vertheidiger derselben trotzig herausfoderte, einleuchtende, unwidersprechliche Gründe dafür anzuführen. „Beweise, hieß es, daß der Mensch unsterblich sey." Wir kehren nun diese Auffoderung gegen ihn selbst, und erwiedern ihm: „Beweise du, daß der Mensch sterblich sey."

sey." Es kann nicht fehlen, daß er darüber anfange zu stutzen: denn er wird bald inne, daß er hierinn vor dem schlechtesten Vertheidiger nichts voraus habe; daß, wenn auch nirgend ein fester Grund zur Vertheidigung der Unsterblichkeit sich darbiethe, es noch weit weniger einen gebe, der zur Behauptung der vollen Sterblichkeit berechtige. Er darf wahrlich nicht groß darauf thun, und seines Gegners nicht spotten, wenn er auch diesen, der ein ewiges Leben zu beweisen unternimmt, noch so gründlich widerlegen, noch so unwiderstehlich durch Aufdeckung der Schwachheit seiner Gründe besiegen könnte. Denn nun soll er seinen Satz, daß kein ewiges Leben sey, zu vertheidigen suchen; und er ist schon zum voraus besiegt, da er lediglich gar keinen Beweis dafür aufbringen kann. Er mag noch so stark seyn, wenn er angreift; aber er ist auch eben so schwach, wenn er sich selbst vertheidigen soll: Er mag seinen Gegner hindern, festen Fuß im Lande der Zukunft zu gewinnen; aber er vermag es selbst nicht, das Land der Gegenwart, und daß für den Menschen kein anders, als dieses sey, zu behaupten: Er mag dem Gegentheile zurufen: „Deine Waffen, mit denen du für deine Lehre streitest, taugen nichts;" aber er muß auch gestehen: „Ich habe gar keine, die meinige zu schützen."

Es

Es bleibt ihm nichts übrig, als aufrichtig zu bekennen:

„Mir genügen zwar die Gründe nicht, die man für die Behauptung eines weitern Lebens nach diesem Tode anführt. Ich kann aber auch keine für den Satz anführen, daß kein anders und weiters Leben sey. Mit den Gründen sehe ich wohl, wie es sich verhalte, und ich glaube mich berechtigt, davon zu sagen: Es giebt keine hinreichende Gründe für, und gar keine wider die Unsterblichkeit. Aber eben darum kann ich über die Sache selbst nicht absprechen und behaupten: „Es giebt eine, es giebt keine Unsterblichkeit“ — ich kann nur so viel aussagen: „Es mag eine, es mag auch keine seyn.“ Da mir die Beweise dafür nicht genügen; so kann ich sie nicht schlechtweg bejahen, und da sie mir dawider mangeln, so kann ich sie nicht schlechtweg verneinen.“

Dieß Bekenntniß muß auch der hartnäckigste Unglaubige ablegen, und kein Mensch, der sich selbst versteht, kann fernerhin die Unsterblichkeit in einem ausdrücklichen Urtheile — „Sie ist nicht“ — gerade zu läugnen; höchstens kann er

an der Wirklichkeit derselben zweifeln, immer muß er die Möglichkeit davon zulassen. Daran, daß wir ihn nur einmal so weit haben, kann es uns einsweilen genügen. Er ist nicht mehr der entschiedne Unglaubige, der trotzig abspricht, sondern der nunmehr viel bescheidner zweifelt. Er ist zur demüthigen Selbstkenntniß gekommen, und indem er die Gründe unsrer Behauptung verwarf, hat er auch den Ungrund und die Ungewißheit seiner Gegenbehauptung fühlen gelernt. Er mag noch fernerhin die Beweise für die Unsterblichkeit anstreiten, aber darum noch gar nicht die Sache selbst verwerfen, weil er hiezu keine bessern, und wohl gar keine Beweise für das Gegentheil hat. Er schwebt in einem Zustande der Ungewißheit und des Zweifels, und was meynst du, lieber Freund! wird ihm dieser Zustand wohl behagen? Würde ihm eine leitende Hand, die ihn daraus erlöst, nicht willkommen seyn? Wird er sich in dieser dunkeln Nacht nicht um ein Licht oder einen Führer umsehen? Ist er nicht auf dem Wege, sich gerne erleuchten und führen zu lassen? Und haben wir dadurch nicht schon viel gewonnen, daß wir ihm sein stolzes Absprechen über das Nichtseyn der Unsterblichkeit verleidet, ihm sein Nichtwissen gezeigt, ihm dadurch seinen Zustand einer marternden Ungewißheit fühlbar, und

dadurch nach Licht und Leitung ihn begierig, und zur willig-vernünftigen Annahme von beyden geneigt gemacht haben? — Wenn wir ihm nur auch geben könnten, was er verlangt. Ein Versuch dazu in meinen nächsten Briefen. —

Viertes Schreiben.

Nun so hat endlich der Weg, den ich bisher über unsern Gegenstand einschlug, sich auch deines Beyfalls zu erfreuen! Nur wünschest du, daß ich bald vorwärts zum Ziele schreiten möge, und nachdem ich gezeigt, daß es keine Gründe gebe, die Unsterblichkeit schlechtweg zu verwerfen; so soll ich nun selbst Gründe darbiethen, die eine vernünftige Ueberzeugung und Annahme derselben bewirken.

Noch kann ich dir so rasch, als deine Ungeduld verlangt, nicht folgen. Laß uns erst noch einmal auf die Strecke Wegs zurücksehen, die wir hinterlegt haben, und das Aug auf die Stelle heften, auf der wir stehen.

„Mancher mag, verführt durch den Wunsch und die Neigung seines Herzens, oder durch fal-

sche Grübeley und Irrthum seines Verstandes sagen:"

„Ich weiß nicht, ob der Mensch unsterblich sey;"

Aber keiner kann sagen:

„Ich weiß, daß er es nicht sey."

„Denn das kann lediglich keiner wissen, keiner behaupten, weil es keiner beweisen kann. Zweifeln mag er, ob der Mensch ewig lebe; aber wissen kann er nie, daß er hier ganz sterbe." —

Dieß ist der kurze Inbegriff von dem, was meine vorhergehenden Briefe sagen; und dieß weiset uns die Stelle an, auf der wir uns bis jetzt finden. Könnten wir auch von hier nicht weiter gehen, und durch keine Vernunftgründe die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes weiter darthun; so ist doch schon hiedurch so manches bewirkt, das zwar den Guten nicht hinreichend trösten und ermuntern, aber doch den Bösen in seiner Ruhe stören möchte. Er kann nun nicht mehr sagen: „Laßt uns im Leben thun und genießen, was uns gelüstet! Nach dem Tode ist alles aus." Dafür muß er, wenn er nicht ganz unbesonnen reden will, vielmehr sprechen: „Ich kann

kann nicht wissen, ob mit dem Tode alles zu Ende sey. Kann ich mich nicht ganz überzeugen, daß ich noch weiter fortlebe; so bin ich doch auch nicht gewiß, daß ich ganz wegsterbe." So bleibt ihm dann, wenn er auf seiner breiten Straße des Unrechts noch ferner fortwandeln will, immer wenig zu hoffen, und viel zu fürchten übrig. Denn daß er im hohen Grade strafwürdig sey, das kann er sich selbst nicht verhehlen, und daß diese Strafe, wenn sie auch in diesem Leben zaudert, ihn nicht in einem künftigen noch ereilen werde, darüber kann er sich so wenig beruhigen, so wenig er sichre Gründe hat, ein künftiges Leben schlechtweg zu läugnen. Er trägt einen Richter, der ihn wenigstens zur Selbstverachtung verdammt, in sich, und hat anbey zu fürchten, daß er auch noch einem andern von strenger unpartheyischer Gerechtigkeit in die Hände fallen werde. Gewiß wird er sich nicht die Grabschrift setzen können:

„Im Leben war ich zweifelhaft, aber nicht lasterhaft;
Im Tode bin ich noch ungewiß, aber ruhig." *

Dieß

* Dubius vixi, sed non improbus,
Incertus morior, sed non perturbatus.

Dieß konnte nur mit Wahrheit derjenige thun (Wenn es je einer mit Wahrheit that), der redlich die Wahrheit suchte, strenge nach dem Gesetze der Tugend lebte, und so sich über nichts, was nach dem Tode kommen würde, abängstigen durfte.

So wäre es dann schon nach dem, was bisher gezeigt worden, für den Bösewicht ganz vergeblich, sich durch die Abläugnung eines künftigen Lebens beruhigen zu wollen. Wenn auch der Gegentheil mit seinen Beweisen für die Unsterblichkeit gegen ihn nicht aufzukommen vermöchte; so kann doch auch er, da er ganz keine Gründe für seine Gegenbehauptung der Sterblichkeit des menschlichen Geistes hat, es nimmermehr weiter bringen; als daß er höchstens daran zweifle, eben darum aber sich nie großer Gefahr und Furcht entledigen könne.

Schon der Zustand des Zweifels selbst in einer so wichtigen Sache, ist für sich ein quaalvoller Zustand, noch mehr aber muß er dieß für den Guten, als für den Bösen seyn. Aus diesem Zustande müßen wir, wenn wir können, heraus, und wir können es. Wie? — Dieß verdient ein neues und besonders Schreiben, und könnte deren

wohl

wohl noch mehrere fodern. Indessen auf die Hoffnung hie eines ewigen Lebens ewige Freundschaft!

Fünftes Schreiben.

Es ist also, wie du richtig bemerkst, wenn von Unsterblichkeit die Rede ist, der Posten, den der mit einem — „Es ist keine" — absprechende Dogmatiker einnimmt, nicht haltbar; dagegen die Lage des in Zweifel und Ungewißheit darüber schwebenden Sceptikers nicht sehr angenehm. Dabey ists für letztern doch schon viel, daß er nun einmal die stolzen Ansprüche aufs Wissen, daß kein fortdauerndes Leben sey, aufgegeben, und da er nun im ungewissen Wanken, ob eines sey, seine Beruhigung verloren, so möchte er solche wohl in Vernunftgründen, daß eines sey, wieder suchen. Es wäre dieß nicht das erstemal, daß man von einem zerstörten übermüthigen Wissen zum vernünftigen Glauben durchs Zweifeln komme, und von der falschen Ruhe zur wahren, erst durch Unruhe gelange.

Wer aus der unruhvollen Ungewißheit, ob der Mensch unsterblich sey oder nicht, heraus will, der müßte zur Gewißheit des einen von die-

sen beyden gelangen, und müßte entweders schlechtweg behaupten dürfen — „Er ist unsterblich“ — oder: „Er ist es nicht.“ Ueber Letzteres, wie wir bisher gesehen, über das Nichtseyn der Unsterblichkeit läßt sich nie eine Gewißheit hoffen; wir müßen also, wenn eine möglich ist, sie über das Erstere, über das Daseyn der Unsterblichkeit aufsuchen.

Aber wo werden wir diese Gewißheit finden? Von dem, was in dem Menschen vorkömmt, wird ein Theil desselben durch den äußern Sinn wahrgenommen, nämlich sein Körper mit allen seinen Gliedern und Theilen, die darinn sind, mit allen Bewegungen, die sich darinn zeigen. Hier ist alles der endlich-empfindungslosen Erstarrung und Auflösung unterworfen; hier ist alles ein Raub des Todes, überall nur Sterblich- und nichts von Unsterblichkeit.

Aber es ist im Menschen nebst demjenigen, was in die äußeren Sinne fällt, noch etwas, was er nicht durch diese, sondern durch einen innern Sinn, durch sein inners Bewußtseyn anschaut; nämlich, sein Vorstellen und Denken, sein Empfinden von Lust und Unlust, sein Wünschen und Wollen.

Die

Die Gegenstände seines äußern Sinnes, die verschiednen Körper und ihre Theile, die verschiedne Form von beyden, die Aenderung und Bewegung derselben zeigen sich ihm mit einer Ausdehnung, in einem Raume, und an verschiednen Orten des Raumes. Aber sein Denken, Empfinden und Wollen, diese Gegenstände seines Bewußtseyns und innern Sinnes biethen sich ihm mit keiner Ausdehnung, in keinem Raume, sondern einzig in der Zeit dar, in der sie nacheinander (Vorstellung auf Vorstellung, Empfindung auf Empfindung ꝛc.) folgen, und andauern. Dasjenige also, was in ihm denkt, empfindet und will, da es sich hiedurch in keiner körperlichen Ausdehnung darstellt, ist ihm nicht Körper; er nennt es Geist, Seele, Gemüth. So mag ers nennen; aber kann er auch diesen Geist, diese Seele durch den innern Sinn, so wie die Körper durch den äußern anschauen? — Keines Weges. Er schaut nur unmittelbar sein Denken, Empfinden und Wollen an, und denkt sich dann einen Geist, in dem all dieses vorkömmt, hinzu. Er kann von ihm nur aussagen, daß er Etwas sey, das denkt, empfindet und will; aber was und welcher Art dieses Etwas weiter sey, kann er durch seinen innern Sinn lediglich nicht schauen, und wenn ers versucht, und strebt zu thun, so

schwindet dieses Etwas vor ihm weg, wie das geistige Getränk unsichtbar in der Luft verdünstet, wie sich die leichte Nebelwolke darinn auflöset, und es entflieht vor dem innern Auge, das es schauen, wie die Luft aus der Hand, die sie greifen und festhalten will. Das möchte ihn wohl wieder veranlaßt haben, es ein unkörperliches Wesen, einen Geist, eine geistige Seele zu nennen.

Ohne uns hiebey länger aufzuhalten, wollen wir lieber unserm Zwecke näher rücken, und noch einmal sagen: „Auf Seite des Körperlichen, und desjenigen, was vom Menschen durch den **äußern Sinn** wahrnehmbar ist, zeigt sich überall nur Sterblich- und keine Unsterblichkeit." Diesem können wir nun aber noch einen andern Satz beyfügen: „Wenn nun gleichwohl eine Ueberzeugung von der Fortdauer des menschlichen Lebens nach dem leiblichen Tode möglich seyn soll; so muß sie sich aus dem ergeben, was sich vom Menschen durch seinen **innern Sinn**, durch das Bewußtseyn desjenigen, was inner ihm vorgeht, wahrnehmen läßt." Wenn der körperliche Mensch, so weit er körperlich ist, stirbt; so müßte der denkende, erkennende, wollende Mensch, so ferne er dieses ist, sich als unsterblich zeigen. Hieher,

auf

auf den Menschen, so weit er ein Gegenstand seines innern Sinnes ist, müßen wir also unser Auge wenden; hier oder nirgends muß sich durch unsre Vernunft seine Unsterblichkeit auffinden lassen.

Aber auch hier stellt er sich wieder von einer doppelten Seite dar, als ein **physisches Wesen**, das in seinem Denken, Erkennen und Begehren gewissen Naturgesetzen unterworfen ist, denen er darinn nothwendig gehorchen muß; doch auch als ein **moralisches Wesen**, daß unter gewissen Sittengesetzen steht, denen er nicht nothwendig gehorchen muß, gleichwohl aber gehorchen kann und soll. Es hangt nicht von ihm ab, daß er alles, was nur immer seyn mag, denken und erkennen möge. Die Natur hat ihm gewisse Schranken gesetzt, über die er mit seinem Denk- und Kenntnißvermögen nicht hinaus kann, und inner denen er nothwendig bleiben muß, wenn er nicht Unsinn ausbrüten, und sich Hirngespinste von Dingen, die nirgends sind, schaffen will. Es hängt nicht von ihm ab, die Gegenstände, die sich wirklich als erkennbar darbiethen, so oder anders zu denken und zu erkennen; von ihren Eindrücken je nach seinem Belieben Lust oder Unlust zu fühlen, gegen sie Neigung oder Abneigung zu empfin-

empfinden, nach ihnen zu verlangen, oder nicht zu verlangen. Die Natur hat es mit ihm so eingerichtet, daß er die Einen nothwendig angenehm findet, und sich mit Liebe und Verlangen zu ihnen hinneigt, dagegen von andern, als widrig sich mit Unwillen und Abscheu wegwendet. So wenig er mit seinen Augen weiter oder anders schauen, mit seinen Gliedern sich schneller oder anders bewegen kann, als es seine natürliche Kraft, Anlage und Einrichtung leidet; eben so wenig kann er anders denken und erkennen, Lust oder Unlust — Zu- oder Abneigung fühlen, als es die bestimmte Natur seines Denk- Erkenntniß- Gefühl- und Begehrungsvermögens zugiebt. Hier steht er als ein **physisches Wesen** überall unter Naturgesetzen, denen er vergeblich zu entkommen, und zu widerstreben sucht.

Indessen ist er aber auch, wie gesagt, ein **moralisches Wesen**, und hat auch als solches seine Gesetze, aber ganz anderer Art, als die, mit eiserner Nothwendigkeit alles mit sich fortreißende Naturgesetze sind. Jene Sittengesetze, die ihn, dieß als gut zu thun, jenes als böse zu meiden, auffodern, sagen ihm nicht, wie jene Naturgesetze: „**Das mußt du nothwendig thun, und das wird unwidertreiblich** geschehen, du magst

wollen,

wollen, oder nicht" — sondern: „Das sollst du thun, das soll geschehen, und das sollst du wollen, ob du es gleich auch nicht wollen kannst, und in diesem Falle also das durchs strenge Gesetz Befohlne nicht gethan, und nicht geschehen wird." Das Naturgesetz (z. B. daß alle Körper hienieden durch ihre Schwere gegen den Mittelpunkt der Erde hinstreben) kann nur in so ferne für eines gelten, als es genau in allem unter demselben Gesetze stehenden Fällen wirklich beobachtet wird (in allen Körpern wirklich diese Schwere und dieses Hinstreben Platz greift.) Auch nur ein einziger Fall, der sich offenbar dagegen zeigte, würde auch darthun, daß es kein Naturgesetz sey, was man dafür ausgiebt. — Ganz anders verhält es sich mit den Sittengesetzen. Diese, wenn sie auch von Niemanden, und in keinem Falle beobachtet würden, bleiben gleichwohl vollgültige Gesetze; und es würde nicht minder unsre Pflicht seyn, gerecht zu handeln, wenn gleich um uns herum kein Mensch gerecht seyn wollte.

Dieß mag für jetzt genügen, um den Menschen, wie er sich in seinem Erkennen, Fühlen, Begehren und Wollen unserm Bewußtseyn, und innerm Sinne darbiethet, von einer doppelten

ten Seite, von seiner physisch- und moralischen ins Auge zu fassen. Aber von welcher aus diesen beyden mag er sich uns als unsterblich darstellen? Dieß ist die Frage, die ich noch beantworten soll, aber erst vorher deine Meynung über meine bisherigen Schritte und Vorbereitung hiezu hören will.

Sechstes Schreiben.

Daß sich im Menschen nur in so ferne eine Unsterblichkeit zeigen könne, als er sich selbst ein Gegenstand seines innern Sinnes und Bewußtseyns ist, als er nach gewissen ihm vorgezeichneten Naturgesetzen fühlt, erkennt, begehrt, oder nach andern Sittengesetzen will, oder wollen und handeln soll — darüber bist du mit mir einig; und in der Bemerkung, daß man die Eigenheit einer unsterblichen Fortdauer gewiß nicht unmittelbar in ihm schauen und wahrnehmen könne, darinn bin ich es mit dir. Durch den äußern Sinn schaut man die Gegenstände selbst und darinn ihre Eigenschaften, z. B. ihre Größe, Dicke, Härte, Sprödigkeit, ihre Gestalt und Farbe an. Dagegen, wie zum Theile schon in meinem vorhergehenden Briefe gesagt worden, durch den innern Sinn läßt sich nie dasjenige, was eigentlich denkt und fühlt, begehrt

begehrt und will, sondern nur lediglich das Denken und Fühlen, das Begehren und Wollen, unmittelbar anschauen und wahrnehmen. Ob das, in dem dies Denken und Wollen vorgeht, von so besonderer vom Körper unterschiedner Art sey, daß es bey der Hinfälligkeit desselben noch bleibe und fortlebe, dieß läßt sich so wenig unmittelbar in ihm schauen, so wenig es sich selbst schauen läßt. Will man nun gleichwohl aus dem, was man durch den innern Sinn unmittelbar wahrnimmt, eine Unsterblichkeit des Menschen herausbringen, so muß dieß mittelbar durch Gründe geschehen; es muß dargethan werden, daß sie entweder mit unsrer physischen Natur zu erkennen, zu fühlen, und zu begehren; oder mit unsrer sittlichen Natur zu wollen in einem untrennbaren Zusammenhange stehen.

Sieht man auf unser Gefühl- und Begehrungsvermögen, an irgend einem Dinge Lust oder Unlust zu empfinden, dasselbe nach natürlicher Zu- oder Abneigung zu verlangen oder zu verabscheuen; so hat dieß der Mensch mit dem Thiere gemein, und wird daraus eben so wenig auf Unsterblichkeit der Menschen zu schließen geneigt seyn, als er daraus die Unsterblichkeit der Thiere zu folgern pflegt.

Auf einer höhern Stufe und von den Thieren ganz unterschieden, zeigt er sich durch sein Vermögen zu denken und zu erkennen. Und dieß ist es auch, warauf so vielfältig die Behauptung von seiner Fortdauer nach dem sichtbaren Tode gegründet wurde. Man schloß aus der Handlung des Denkens, daß jenes Wesen (Geist oder Seele genannt) in dem sie vorgeht, einfach, und aus seiner Einfachheit, daß es unsterblich seyn müße. Nun hat man aber sowohl wider die erste als wider die zweyte dieser Folgerungen so vielerley Einwendungen vorgebracht, daß selbst die Gelehrten über ihre Richtigkeit noch lange nicht einig sind. Was aber den weit größern Theil der Ungelehrten betrifft, so kann weder der subtile Beweis, noch die eben so subtilen Einwendungen für sie so verständlich und faßlich gemacht werden, daß ihnen nicht eins wie das andre wie in Nebel und Wolken gehüllt, und dieß ganze metaphysische Gefecht wie im leeren Luftraum, wo kein Streiter festen Fuß stellen kann, erscheinen sollte. „Ich frage — sagt hierüber Kant mit allem Rechte — den unbiegsamsten Dogmatiker, ob der Beweis von der Fortdauer unsrer Seele nach dem Tode aus der Einfachheit der Substanz (der Seele) nachdem er von der Schule ausgieng, jemals habe bis zum Publikum gelangen, und auf dessen

Ueber-

Ueberzeugung den mindesten Einfluß haben können?" Und jeder wird ihm antworten: „Dieß ist wahrlich nie geschehen, und kann auch, wegen der Untauglichkeit des gemeinen Menschenverstandes zu so subtiler Speculation, nie erwartet werden." — Wer kann auch sagen, was er bey der metaphysischen Einfachheit seiner Seele eigentlich denke? Ein Etwas, das keine Theile hat? — Nun, da weiß er wohl, was es durch diese Einfachheit nicht habe, und nicht sey, aber ganz nichts von dem, was es durch sie habe, und was es sey. Schwerlich wird ers sich selbst sagen können, was er eigentlich hiebey verstehe, unmöglich aber das, was er hiebey denken mag, je unter eine Anschauung bringen. — Wiederum wie will man beweisen, daß die Seele darum ein ganz einfaches Wesen seyn müße, weil es bey seinem Denken alles in ein einziges Bewußtseyn zusammen faßt? — Und wenn das denkende Subjekt (die Seele) nun auch einfach ist, so kann es freylich nicht durch Auflösung der Theile, wie ein Zusammengesetztes, zerstört werden. Aber muß es darum ewig fortleben, Thätigkeit und Bewußtseyn seiner selbst beybehalten? Kann diese Lebenskraft nicht allmählig ermatten, wie eine matte sterbende Flamme auslöschen, und nichts weiters als ein leb- und bewußtloser, ein-

facher Punkt übrig bleiben? O wie vieles ließe sich da noch sagen! Doch weg mit dem allen! Wenn uns auch der Beweis für die Unsterblichkeit — geführt aus der Seele Einfachheit — so stark und haltbar schiene, als er uns schwach und unhaltbar erscheint; was sollten wir uns gleichwohl lange mit einem Beweise abgeben, der uns mit den Gelehrten in endlose überfeine Dispute verwickelt, und den Gelehrten immerhin unverständlich macht? Er bliebe doch fortweg ein bloßes Privatgut, und könnte nie ein Gemeingut werden: Und doch sollte Wahrheit, zumal eine so wichtige Wahrheit, als die von der Unsterblichkeit des Menschen ist, ein Gemeingut seyn, und darf eben darum nicht auf einer Ueberzeugungsart ruhen, die nie allgemein werden kann.

Aber wo sind wir nun? Wahrlich der blos körperliche Mensch, als ein Gegenstand des äußern Sinnes, auch der blos physische als ein Gegenstand des innern ist vor uns, ohne eine Unsterblichkeit in ihm zu sehen, dahingeschwunden. Es bleibt uns nichts weiters, als der moralische übrig. So ferne er einen äußerlich wahrnehmbaren Leib hat, stellt er sich unter dem Gesetze des Todes, so ferne er, innerlich erfahrbar, nach gewissen Naturgesetzen denkt und erkennt,

fühlt und begehrt, stellt er sich noch nicht frey von diesem Gesetze dar. Aber wie ist es mit ihm, wenn wir ihn nicht, wie er unter Natur-, sondern wie er unter Sittengesetzen steht, zum Gegenstande unsrer Betrachtung machen? Zeigt sich auch hier keine Unsterblichkeit, so wird wohl nie Ueberzeugung davon, sondern nur Zweifel darüber, so weit das blose Licht natürlicher Vernunft reicht, unser Loos seyn. Da würde aber das Resultat unsrer Untersuchung nicht sehr tröstlich ausfallen. Doch es mag ausfallen wie es wolle, wenn es nur immer das Resultat der reinen, unbestechlichen Wahrheitsliebe ist.

Siebentes Schreiben.

Ziemlich unerwartet kam mir deine dringende Foderung, daß ich bey meinem weitern Vorschritte lediglich nichts als gewiß annehmen, sondern alles strenge beweisen, nicht nur die Folgerung richtig ziehen, sondern selbst die Wahrheit des Vordersatzes, aus dem sie gezogen wird, einleuchtend darlegen soll — das heißt: Ich soll, wenn ichs vermag, nicht nur zeigen, wie aus dem, daß der Mensch ein moralisches Wesen ist, sich seine Unsterblichkeit offenbaret; sondern vor allem darthun, daß er wirklich ein moralisches

Wesen sey. Zwar bringst du diese Foderung nicht so viel in deinem, als im Namen anderer vor. Du glaubst mit ganzer Seele, und mit voller inniger Ueberzeugung, daß der Mensch unter Sittengesetzen stehe, daß ihm diese manches als böse verbiethen, oder als gut anbefehlen, und jenes zu meiden, wie dieses zu thun strenge verbinden. Dir ists also bereits ausgemachte Wahrheit, daß er ein moralisches Wesen ist. Aber du willst Leute gefunden haben, die dieß für Wahn und Täuschung ausgeben, indem sie behaupten, daß an sich nichts gut und nichts böse sey; daß es keine in unserer Vernunft liegende Sittengesetze gebe, die etwas als an sich gut oder böse erklärten; daß nur Erziehung, Staats- und Kirchengesetze uns gewöhnt haben, das für gut oder böse anzusehen, was sie so nennen.

Aber glauben denn diese Leute wohl im Ernste, daß wir Eid- und Wortbrüchigkeit, Verleumdung und Diebstahl gerade für so schön und gut, als wir sie nun häßlich finden, würden geachtet haben, wenn es den Erziehern oder dem Staate beliebt hätte, sie für gut und schön auszugeben? Glauben sie im Ernste, daß in Rücksicht innerer eigner Güte und Bosheit kein Unterschied sey, ob man seinen Wohlthäter todt schlage, oder mit dankbarer

barer Achtung ehre; ob ein Sohn oder eine Tochter die alte schwache Mutter durch Anstrengung ihrer Kräfte und verdienstliche Arbeit nähre, oder aus dem Hause stoße und unter freyem Himmel verschmachten lasse? Und daß nur Erziehung, nur Staat oder Kirche die eine dieser Handlungen böse und die andre gut genannt haben?

Nein! was gut oder böse, was nach sittlichen Gesetzen zu thun oder zu meiden sey, darüber spricht nicht nur die Erziehung, Staat und Kirche außer uns; darüber redet auch noch eine Stimme in uns, die uns jeden Menschen zu achten, keinen zu beleidigen befiehlt, und wenn wir dagegen handeln, auch dann noch Vorwürfe macht, wenn wir gleich keine Strafe von unsern Erziehern, von Staat und Kirche weiter zu fürchten haben. Nach dieser Stimme entscheidet schon der vernunftfähige Knabe, daß die Aernte demjenigen gehöre, der seinen Acker bearbeitet und besäet hat, und daß ein Fremder, der ihn todt schlägt dadurch nicht Herr vom Acker und Getreide werde — Und der Knabe entscheidet hiedurch gerade so, wie bisher alle Gesetzgeber entschieden haben, und noch ferner entscheiden werden. Auch sie haben von jeher nach der Stimme des Rechts, die in ihrem Innern sprach, ihre äußern Gesetze

abzufassen gesucht. Sie konnten dadurch keine neue Gerechtigkeit festsetzen, sondern mußten sich damit selbst auf diejenige alte, ursprüngliche Gerechtigkeit, die allgemein durch unsre Vernunft leuchtet, gründen, oder erwarten, daß ihre Gesetze, wenn sie im offenbaren Widerspruche mit derselben standen, als ungerecht verworfen würden. Immer sind die besten Lehrer und Erzieher diejenigen gewesen, die nicht blos nach den Vorschriften anderer Lehrer und Erzieher, sondern vorzüglich nach den reinen Aussprüchen ihres Herzens und ihrer Vernunft, gleichsam aus sich selbst, und aus ihrer innigsten Ueberzeugung Lehre und Unterricht ertheilten.

Man kann zwar seine Handlungen darnach prüfen, ob sie den Lehren der Erziehung, den Gesetzen der Kirche und des Staates gemäß seyen. Aber selbst Erziehung, selbst Staats- und Kirchengesetze kann man noch einer weitern Prüfung unterwerfen, ob sie nach den Sittengesetzen der Vernunft sich gut oder schlecht, gerecht oder ungerecht, vernünftig oder unvernünftig zeigen. Sogar wenn von einer geoffenbarten Religion, von einem Gesetze des Evangeliums die Rede ist, pflegt mans zum Merkmaale ihrer Göttlichkeit zu rechnen, daß sie mit dem natürlichen Vernunftgesetze

setze der Gerechtig= Sittlich= und Heiligkeit übereinstimmen, und würde sie ohne weiters für ungöttlich, für falsch und unterschoben erklären, wenn sie im offnen Widerstreite damit befangen wären.

Ich will dadurch nicht läugnen, daß man durch Erziehung, Gewohnheit, und selbst durch Staats= und Kirchengesetze nicht manchmal etwas für Pflicht, für gut oder böse von einer Seite irrig oder betrüglich erklären, und gedankenlos oder abergläubisch von der andern annehmen konnte, was doch nicht Pflicht, nicht gut oder böse war. Hieraus konnte es sich wohl ergeben, daß je eine Handlung an dem einen Orte und unter dem einen Volke für erlaubt, und anderswo für unerlaubt galt.

Aber selbst, um (wahr oder falsch) sagen zu können — „Dieß ist auch recht oder unrecht; dieß auch erlaubt oder unerlaubt" — ist nöthig vorauszusetzen, daß jeder einen Begriff von Recht und Pflicht habe. Es mag dieß oder jenes auch fälschlich unter die Gewissenspflichten gerechnet werden; so könnte doch dieß nicht geschehen, ja von Gewissenspflichten gar keine Rede seyn, wenn nicht erst allgemein anerkannt wäre, daß es über=

haupt Gewissenspflichten und ein Sittengesetz gebe. Von diesem, daß es jeder aus seinem innern Bewußtseyn, aus einem innern natürlichen Lichte erkenne, ist vorläufig als gewiß und richtig angenommen; nur die Auslegung und Deutung davon, was eigentlich alles dazu gehöre, mag hie und da unrichtig seyn, und durch rohe, irrige, abergläubische, oder auch absichtlich täuschende Erziehung und Gesetze manches, was kein ächtes Kind des reinen Vernunftgesetzes ist, unterschoben werden. Aber auch dieß wird schwerlich weiter, als auf die eine oder andre Handlung, auf die Anwendung des innern Gesetzes in dem einen oder andern besondern Falle gehen. Was die allgemeinen Vorschriften betrifft, die daraus hervorgehen — „Daß es besser sey, die Menschen überhaupt achten und lieben, als sie hassen und anfeinden; besser, einen Hülflosen aus seinem Abgrunde heraufheben, als ihn darein versenken; besser, einen Wohlthäter dankbar ehren, als feindselig schlagen“ — Darüber ist unter Völkern, die im Vernunftgebrauche und einiger Cultur stehen, auch bey aller Verschiedenheit ihrer Erziehungs- Staats- und Kirchenform schwerlich je ein Zwiespalt der Meynungen gewesen. — Endlich haben es noch so lange Gewohnheit und noch so einförmige Erziehung, ja alle noch so alte Staats-

und

und Kirchengesetze es nie hindern können, daß man dasjenige, was sie für gut oder böse, für lob- oder strafwürdig ausgaben, bey fortschreitender Cultur und Aufklärung, bey dem Erwachen der Vernunft zum Selbstdenken, nicht einer wiederholten strengen Prüfung unterwarf, und zu erforschen suchte, ob es sich mit ihm wirklich so verhielte, und ob es auch wirklich gut oder böse, lob- oder strafwürdig wäre. Da ward nun aber manches als böse und unrecht verworfen, was nach bisheriger Erziehung und Gewohnheit, nach bisherigen Staats- und Kirchengesetzen als gut oder erlaubt hingieng — Ein offenbarer Beweis, daß es nicht menschliche Erziehung und nicht menschliche Gesetze sind, die irgend einer Handlung durch ihren Stempel das Gepräge von vorgeblich sittlicher Güte und Gerechtigkeit dauerhaft aufzudrücken vermögen; sondern daß wir eine ganz andre eigne Idee von sittlicher Güte und Gerechtigkeit in uns tragen, an der wir alles, was sie aussagen, und dann auch sie, diese Erziehung und Gesetze selbst prüfen, und was an dieser Idee nicht die Probe von einem ewig-unveränderlich-sittlichen Werthe hält, schlechthin auch gegen alle Einrede von Erziehung und Gewohnheit von kirchlich- und bürgerlichen Gesetzen, als ungut und ungerecht verwerfen und verdammen.

men. Selbst nicht einmal den falschen Propheten von so mancher Art ist es gelungen, ihren Menschengebothen ausdaurendes Alter und den Handlungen darnach ausdaurendes Ansehen von verdienstlicher Güte zu verschaffen, ob sie solche gleich mit göttlichem Ansehen zu verwahren suchten, sie als Gottes Gebothe und Gottes Aussprüche darstellten, gegen die sich keine Seele in leisen Gedanken, und kein Mund in lauten Worten regen durfte. Hell genug erkannte man, daß es unmöglich gegen Gottes Geboth seyn könnte, seine Vernunft zu gebrauchen, die uns Gott zum Gebrauche und zur vernünftigen Leitung unser selbst gab. An das natürliche Licht, das sie uns darbiethet, an die Begriffe von Sittlich- und Gerechtigkeit, die sie aufstellt, hielt man dann jene ungerechte Verfolgungen, jenen grausamen Gewissenszwang, jene abergläubisch-pharisäischen Ceremoniengepränge und Erblehren, die man so oft in Gottes Namen als wahr und verdienstlich anpries, und nahm keinen Anstand, sie schon darum allein als ungöttlich und unmenschlich zu verwerfen, weil sie sich durch keinen innern Gehalt von reiner ächter Tugend und Gerechtigkeit empfahlen.

Wenn selbst der Vorwand von Religion und untrüglicher göttlicher Offenbarung nie das dauerhaft

haft zum Guten stempeln konnte, was es nicht war; um wie viel weniger vermag dieß das trüglich-menschliche Ansehen, menschliche Erziehung und Gesetzgebung? Wenn die Stimme des Gewissens, die Stimme der Pflicht und Menschlichkeit mehr Gewicht hat, als die Stimme fehlbarer, irrender oder betrügender Menschen, Lehrer, Erzieher und Gesetzgeber; wenn die Stimme des Gewissens, die Stimme der Pflicht und Sittlichkeit mehr Gewicht hat, als selbst eine so oft blos vorgegebne Stimme Gottes: so muß es um jene Stimme eine wahre, von Vorurtheilen und Gewohnheiten, von menschlich- und vorgespiegelt-göttlichem Ansehen ganz verschiedne Stimme seyn. — Eine Stimme, die laut und gewaltig, und also jedem, der darauf merken will, vernehmlich genug in unserm Innern ertönt; die bey zunehmender Cultur und selbstforschender Vernunft die Gebothe von Gerechtigkeit und Menschenliebe ganz gleichförmig unter allen Nationen von einem Ende der Welt bis zum andern verkündigt, indeß ihre Erziehung, Staats- und Kirchenform auch noch so ungleichförmig seyn mag.

Wodurch empfiehlt sich die christliche Religion schon der natürlich gesunden Menschenvernunft so sehr vor jeder andern? Nicht dadurch,

daß

daß sie uns eine ganz neue Gerechtigkeit lehrt, sondern daß sie mit dem alten reinmoralischen Sitten- und Vernunftgesetze einstimmt. Wodurch kann sich eine neugeordnete Erziehung und Gesetzgebung, Staats- und Kirchenverfassung empfehlen? Nicht dadurch, daß sie neue Begriffe von sittlichgut, von **Recht** und **Unrecht** ausprägt, sondern daß sie sich an die reine unveränderliche Begriffe von sittlicher Güte und Gerechtigkeit anschließt. Nirgends geht also die Festsetzung und Gründung von **Gut** und **Böse**, von **Recht** und **Gerechtigkeit** aus der Erziehung und Gesetzgebung, nirgends aus Kirche und Religion hervor; sondern umgekehrt, muß vielmehr reine Gott gefällige Religion, verbesserte Erziehung und Gesetzgebung, verbesserte Staats- und Kirchenform sich auf die schon voraus anerkannte, Gott — Menschen — und Menschenrechte ehrende Sittlich- und Gerechtigkeit gründen.

Man hat die Neufranken viel Widersinniges sagen lassen; aber das Widersinnigste würde wohl dieß gewesen seyn, wenn sie wirklich gesagt hätten: „Wir wollen neue Menschenrechte durch unsre Gesetzgebung einführen" — obgleich diejenigen, welche die Festsetzung von Recht und Unrecht der Erziehung und Gesetzgebung einräumen,

eben

eben nicht viel dagegen dürften einzuwenden haben. Indessen wird man es aber doch hoffentlich vernünftiger finden, wenn sie sprachen: „Wir wollen unsre Verfassung und Gesetzgebung auf die ewig her und ewig hin bestehenden wahren, und in der unveränderlichen Vernunft begründeten Menschenrechte aufführen."

Will man noch sagen, daß die Begriffe, von gut und recht, erst und allein durch menschliche Erziehung und Gesetzgebung entstehen? So stellt man die Piramide auf die Spitze, und legt den Giebel des Daches zum Fundamente des Hauses; indem man das Erziehungs- das Kirchen- und Staatsgebäude nicht auf die sichern Grundregeln von gut und recht, sondern vielmehr eben diese Grundregeln auf jene Gebäude hinaufstellt. Worauf sollten aber nun diese ruhen? Sie stehen alle auf der Spitze, und sind die Beute jedes Windstosses.

Indessen möchte es vergeblich seyn, jemanden, der die Sittenbegriffe und Sittenregeln lediglich aus einer äußern Quelle, und nicht aus dem innern moralischen Wesen des Menschen herleitet, durch vieles Wortmachen widerlegen zu wollen; wenn er sich nicht vom Gegentheile aus sei-

seinem innern Bewußtseyn selbst überzeugen will. Die Aeußerungen dieses Bewußtseyns von einem Innern „das sollst du, das sollst du nicht thun" sind selbst unter dem gemeinen Haufen bey Ausmittelung eines Charakters bey Lob und Tadel des Mitmenschen so gewöhnlich, alltäglich und unverdächtig, daß man denken sollte, nur übertriebne Grübeley, oder rohe Sinnlichkeit, die alles, was es für wirklich halten soll, mit leiblichen Augen sehen, oder mit leiblichen Händen betasten will, könne den Ausspruch unsrer Vernunft, und den darinn begründeten innern Unterschied zwischen gut und böse, der sich so deutlich im innern Bewußtseyn und in der äußern sittlichen Beurtheilung ankündigt, bezweifeln; dagegen in der gemeinen gesunden Menschenvernunft sey dieß längst so sicher und unbezweifelt, wie der Unterschied zwischen links und rechts entschieden. Beyspiele hievon habe ich schon an einem andern Orte der Menge angeführt, die ich hier nicht wiederholen, sondern, da ich vielleicht ohnehin schon zu lange war, für dießmal schließen will.

Achtes Schreiben.

Du findest es also selbst unerträglich, wenn man strenge und buchstäblich behaupten wollte: „Alles, was uns gut oder böse heißt, heißt uns nur darum so, weil es uns in unserer Jugend die Erzieher, oder in unserm höhern Alter Staat und Kirche so genannt hat. Weiter hat es durchaus keinen Grund." Denn das, wie du beysetzest, wäre so viel, als behaupten: „Es giebt an sich gar keinen Unterschied zwischen gut und böse; nur Erziehung, Staat und Kirche haben einen gemacht. An sich ist alles gleich recht und gleich schlecht." Diese Behauptung findest du durch unser innigstes Bewußtseyn, und mein letztes Schreiben, durch die Aussprüche der philosophierenden sowohl, als der gemeinen Vernunft hinlänglich widerlegt. Aber wenn gleich weder Erziehung noch äußere Gesetzgebung das, was uns recht oder unrecht heißt, ursprünglich begründen mag; so könnten sie doch, wie du meynst, in einem andern mildern Sinne eine Quelle unsrer Begriffe von Sittlich- und Gerechtigkeit heißen, in so ferne sie eine Veranlassung und ein Hilfsmittel sind, dieselben in uns zu entwickeln.

Das kann ich nun willig zugeben, weil man eben dadurch einräumt, daß der Mensch ein moralisches Wesen sey, das seine Unterwürfigkeit unter sittliche Gesetze, und unter die Pflicht, recht und nicht unrecht zu thun, nothwendig anerkennt. Denn all dieses läßt sich durch nichts aus ihm entwickeln, wenn es nicht wirklich in ihm und seinem moralischen Wesen gegründet ist. Erziehung und äußere Gesetzgebung mögen die Dienste der Hebamme thun, die das Kind nicht erzeugt, aber ans Taglicht bringt; indessen aber keines ans Taglicht bringen mag, wo nicht vorläufig und ursprünglich anderswoher eines ist.

Ursprünglich liegt also der Unterschied zwischen gut und böse, zwischen recht und unrecht nicht bloß in dem, was Vater oder Mutter, Staat oder Kirche bloß äußerlich sagt, sondern was Vernunft und Gewissen im Innern spricht; das heißt: der Mensch ist ein moralisches Wesen, das unter Vernunft- und Sittengesetzen steht. Aber ist er darum auch ein unsterbliches Wesen? Hangt seine Unsterblichkeit mit seiner sittlichen Verbindlichkeit zusammen? Und wird er darum ewig leben, weil er nach Sittengesetzen moralisch leben soll? — Dieß ist nun die letzte, und die Hauptfrage, auf die du noch Antwort verlangst.

Laß

Laß uns hier erst von dem ausgehen, wie der gemeine Verstand hierüber denkt, vielleicht daß sich nachher, auch bey tieferm Eindringen noch zeigen mag, daß er hier wirklich als ein gesunder Verstand spricht.

So viel ist offenbar, daß sich bey einem Menschen, der sein und anderer Mitmenschen sittliches Verhalten nach den natürlichen Regeln von Recht und Pflicht ins Auge faßt, bald genug auf eine unvermeidliche Weise das Urtheil einfinden werde: „Es kann doch im Ausgange nimmermehr einerley seyn, ob ein Mensch sich redlich oder falsch, billig oder gewaltthätig betragen habe.“ Wenn beyde, so viel wir sehen können, auch bis an ihr Lebensende, der Erste für seine Tugend kein Glück genossen, der Zweyte für seine Verbrechen keine Strafe empfunden hat; so ist es, als wenn uns eine Stimme sagte: „Es ist doch nicht recht, wenn nicht jedem nach seinem Verdienste, dem Tugendhaften Glück, dem Verbrecher Strafe, widerfährt: Es ist noch unleidlicher, wenn das Schicksal ganz gegen das Verdienst ausfällt, und dem Bösewicht ein höchst erfreuliches, dagegen dem Rechtschaffnen ein höchst jämmerliches und schmerzhaftes zu Theil wird. Dieß ist wider alle Ordnung und Regel-

mäßigkeit; dieß kann nicht bestehen; es muß noch anders zugehen; diese Unordnung und Unregelmäßigkeit muß gehoben, ausgeglichen werden, und sollte sich auch, wie leider oft der Fall ist; von einem ordentlich und regelmäßigen Gange nach Würdigkeit und Verdienst in diesem Leben nichts zeigen, so muß — ja so muß noch ein anders Leben, eine andre Welt seyn, in der ordentliche Belohnung und Strafe eintritt."

Wenn ich im Theater bey einem Schauspiele zugegen bin, wo der Held desselben mit einer Reihe von Unfällen fest und unerschütterlich-tugendhaft kämpft, aber endlich doch den Streichen des Schicksals und der Bosheit mit einem wunden, zerrissenen, blutenden Herzen unterliegt, dagegen sein list- und lastervoller Widersacher ungestraft durchkömmt, oder gar in einer neuen Lage nach Herzenslust triumphirt, und nun — fällt der Vorhang — so gehe ich mißmuthig und unzufrieden aus dem Schauspiele weg, und noch mißmuthiger und unzufriedner muß ich werden, wenn ich denken soll, daß es mit dem redlichen Tugendfreunde und dem listigen Verbrecher auch in der Welt gerade so ein Ende, wie hier im Theater, nimmt, und wenn es nun, da durch den fallenden Vorhang die Bühne und Handlung

dieses Lebens geschlossen worden, mit Beyden für ewig aus ist.

Was fodre ich dann, um meine Mißmuthigkeit und Unzufriedenheit wieder los zu werden? — Ich fodere, daß es beym Schlusse der Bühne und dieses Lebens mit diesen beyden, mit dem unterliegenden Tugendfreunde und dem triumphirenden Bösewichte noch nicht ganz aus sey, daß sich jener Verdienstvolle noch hebe, und dieser Strafwürdige sinke, und daß also noch ein anders Leben sey, wo dieß geschehen möge. Und, was wohl zu merken ist, diese meine Foderung ist etwa nicht bloß ein eigennütziger Wunsch meiner Neigung und Selbstliebe, sondern eine gerechte Foderung meiner Vernunft — nicht nur meiner, sondern der allgemeinen Menschenvernunft. Ohne Scheu, und voll Zutrauen darf ich mich allen Weisen und Gerechten, und selbst Gott der Urquelle aller Weisheit und Heiligkeit unters Angesicht stellen, und sagen: „Mit allem Rechte, mit sicherm allgemeinen Beyfalle aller Vernünftigen und Weisen verlange ich, daß der verdienstvolle Tugendhafte belohnt, und der schuldvolle Verbrecher bestraft werde, weil es nur so, und anders durchaus nicht in regelmäßig-vernünftiger Ordnung geht. Mit allem Rechte, mit sicherm

allgemeinen Beyfalle aller Vernünftigen und Weisen verlange ich, daß es dem redlichen Tugendfreunde, und nicht dem listig und verbrecherischen Betrüger wohlergehe; und wenns in diesem Leben und in dieser Welt nicht so, oder gar umgekehrt vorkömmt, daß noch ein anders Leben und eine andre Welt sey, wo es so nach Recht und Ordnung vorkommen und geschehen möge."

Man setze (um mich hier eines schon anderswo gegebnen, und gewiß hieher passenden Beyspieles zu bedienen) einen Menschen, der als ein moralisches Wesen auch ein tugendhafter Verehrer des moralischen Gesetzes ist. Dieser läßt sich etwa den Gedanken und die Frage beyfallen, welche Welt er wohl erschaffen würde, wenn dieß wirklich in seinem Vermögen stünde, und wenn er hiebey nicht seine so oft dem Gesetze widerstrebende Neigung, sondern seine sittlich-gesetzgebende Vernunft anhören wollte? Gewiß würde er da eine solche wählen, wo die Tugend nicht unbelohnt, das Laster nicht unbestraft bliebe, und wo jedem Glückseligkeit nach dem Verhältniß seiner Sittlich- und Würdigkeit zu Theil würde. So zu wählen kann ihn nicht seine partheyische Neigung dringen, die nur eine Welt voll eigner Glückseligkeit will, ohne sich viel um Tugend und

Wür-

Würdigkeit, und die Glückseligkeit anderer zu bekümmern: So zu wählen, kann ihm nur die unpartheyische Vernunft gebiethen, die schlechtweg verlangt, daß jedem nach seinem sittlichen Werth und Verdienste — andern so gut als ihm, und ihm nicht mehr als andern — seine Belohnung, und sein Antheil an Glück und Wohlbefinden zufalle.

Man setze eine Welt, mit einer Anlage zur vollen Glückseligkeit, aber mit keiner zur Tugend und Sittlichkeit *; nimmermehr kann man auch für den glücklichsten Menschen, wenn er aus Mangel an guten Willen dieß zu seyn nicht werth ist, eine wahre vernünftige Achtung haben; nimmermehr eine Welt, wo nur Glückseligkeit ohne Ver-

* Daß unsre Welt keine solche sey, ist jedem offenbar. Denn von voller allgemeiner Glückseligkeit ist nichts, wohl aber auch vieles von Zerstörung und Jammer darinn zu sehen. Und wenn gleich den Menschen ein Naturgesetz seiner Neigung nach Glückseligkeit zu verlangen dringt, so ist doch auch ein Sittengesetz da, dem zu gehorchen ihm sein Gewissen und seine Vernunft befiehlt.

Verdienst und Sittlichkeit wäre, mit Beystimmung seiner Vernunft wünschen.

Man setzte aber dagegen (worauf hier vorzüglich zu merken ist) wieder eine Welt, wo zwar Tugend und Sittlichkeit gebothen, aber kein dem Verdienste angemeßner Erfolg von Glückseligkeit zu erwarten ist; wo nach dem Laufe der Natur der Tugendhafte bey all seiner Würdigkeit, bey all seinem gerechten Anspruch auf ein glückliches Schicksal und Leben, doch oft einen härtern Stand und frühern Tod als der Lasterhafte, oder wo beyde nach einem kurzen Umtrieb eine gleiche Zerstörung zu befahren haben — Schon gegen den Gedanken von so einer Welt setzt sich unsre Vernunft. Es mag empörend für sie seyn, wenn man in der physischen Welt, so weit sie unter Naturgesetzen steht, die ganze herrliche Einrichtung und Ordnung, die wirklich da ist, nicht aus einem weisen Urheber, sondern blos aus dem blinden Zufalle herleitet: Aber es ist noch weit empörender gegen unsre Vernunft, wenn man in der moralischen Welt, so ferne freye unter dem Sittengesetze stehende Menschen da sind, gar keine Ordnung und regelmäßige Vergeltung seyn läßt; wenn man das Schicksal des Guten wie des Bösen, ohne alle Rücksicht auf Verdienst und Schuld,

dem

dem blinden Zufalle, und beyde der zerstörenden Natur anheim giebt.

Nicht Tugend und Sittlichkeit also ohne angemeßne Glückseligkeit, nicht Glückseligkeit ohne Verdienst und Würdigkeit kann uns eine Welt als gut darstellen. Nur jene, wo beyde miteinander vereint sind, wo Glückseligkeit als sichre Folge im Ebenmaaße mit Tugend und Sittlichkeit steht, ist eine so gute Welt, daß ein unendlich guter und weiser Urheber gewiß keine schlechtere hervorbringen wird, aber auch keine bessere schaffen kann. Wo durch Wohlbehagen ein glücklicher Zustand, und durch Tugend innere Würde und Würdigkeit da ist, glücklich zu seyn; da ist des Menschen höchstes **Gut**: Und nur wo Glückseligkeit nach dieser Würdigkeit vertheilt wird, wo wahre Vergeltung ist, da ist die **beste Welt**.

So liegt es dann in unsrer Vernunft zu fodern: „Wo Sünde und Schuld ist, da muß Strafe, wo Tugend und Verdienst ist, da muß Belohnung kommen. Und wenn diese Welt und dieses Leben so oft das Eine wie das Andere behandelt, oft sogar jene als diese glücklicher werden läßt, immer aber nach kurzem Zeitraume für beyde auf gleiche Weise das verschlingende Grab öffnet; so kann für den Menschen diese Welt und

dieses Leben nicht die einzig und ganze Welt, nicht das einzig und ganze Leben seyn; es muß noch eine andre Welt und ein anders Leben folgen."

Vielleicht bin ich in Gefahr, die Begriffe, die der gemeine Menschenverstand hierüber hat, zu schwächen, indem ich mir Mühe gebe, sie noch mehr zu beleuchten. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch Folgendes anzufügen.

Schon die gemeine Vernunft sieht im Menschen immer zweyerley, was ihn zu all seinem Handeln treibt, und dringt; und treiben und dringen kann. Sie setzt ihn aus zwey Hauptbestandtheilen zusammen, die sein ganzes Wesen umfassen, aus seiner physisch-sinnlich- und thierischen Natur, und aus seiner vernünftig sittlich- und moralischen Natur. Man hat ihn nach diesen auch den obern und untern Menschen genannt, und sein Begehrungsvermögen in das obere und untere, in das sinnliche und vernünftige eingetheilt. Es ist nämlich in ihm eine doppelte Stimme, ein doppeltes Gesetz, ein Instinkt- und ein Vernunft-, ein Natur- und ein Sittengesetz, und daraus stammt ein **Muß** und ein Soll. Kraft des ersten kann er nicht anders, als nach dem, was sinnlich angenehm ist, verlangen; kraft des

zweyten soll er nicht anders, als wie's recht und gut ist, gesinnt seyn, und handeln. Ist nun mit diesem Leben alles zu Ende; ists mit dem Menschen bey seinem leiblichen Tode vollkommen aus: so findet man in seiner doppelten, in seiner sinnlich thierisch = und seiner vernünftig = moralischen Anlage, in seinem Triebe theils nach Neigung das Angenehme zu wünschen, theils nach Vernunft das Gute zu wollen — nichts, als eine reiche Quelle von menschlicher Quaal, von unauflöslicher Verwicklung, von unausgleichbarem Widerspruche und Widerstreit.

Den Trieb nach Annehmlichkeit, nach Wohlbehagen und Glückseligkeit hat er mit den Thieren gemein, aber wenn nur dieß Erdenleben sein Antheil ist, steht er damit wohl selbst unter den Thieren. Diese leben nur für den gegenwärtigen Augenblick; der Mensch mit seiner Voraussicht schon immer für den künftigen. Er möchte nicht nur jetzt, sondern auch künftig, auch fortdauernd und für immer glückselig seyn; ein Verlangen und ein Durst, der bey Voraussetzung seiner Sterblichkeit und kurzen Dauer unmöglich gelöscht werden kann, und ihm also bey diesem Bewußtseyn von Unmöglichkeit nothwendig zur Quaal gereichen muß. — Wie das Thier den gegenwärti-

gen Augenblick genießt, ohne sich um die Fortdauer des angenehmen Genusses für den künftigen zu bekümmern; so leidet es immer auch nur für den gegenwärtigen Zeitpunkt, ohne durch die Aussicht in den künftig eben so dunkeln, oft noch härtern, und dabey anhaltenden Zustand in Kleinmuth und Verzweiflung zu sinken. Dagegen den Menschen drückt schon der Mangel an Glück und die Last des Unglückes, bevor sie da sind; und selbst, wenn sie da sind, drücken sie nicht nur durch ihre wirkliche Last, sondern auch durch ihre vorhergesehene wahrscheinliche Dauer. Der Mensch leidet schon von jeder Unannehmlichkeit, bevor er sie fühlt, und selbst von dem Tode, bevor er stirbt, weil er dieß alles vorher sieht — sieht, wie ein baldiges Hinscheiden seine Leiden doch viel zu langsam, aber seine Freuden viel zu frühe ende; wie es seinem Triebe nach fortdauernder Glückseligkeit gänzlich widerstrebe; sieht und fühlt, wie es jeden künftig erwünschten Genuß ganz abschneide, und jeden gegenwärtigen verbittere. Er möchte mit seiner Vernunft gerne der Herr und König der Thiere seyn, und er kann doch in Versuchung gerathen, selbst seiner vorhersehenden Vernunft zu fluchen, weil sie ihn unseliger, als die Thiere, macht. Er möchte gerne der Endzweck der Natur seyn, um dessentwillen alles übrige seyn

sollte, und er muß doch, wenn er mit diesem Leben ganz verschwindet, selbst gestehen, daß er schwächer sehe und fühle, schneller unterliege, elender lebe, und früher sterbe, als vieles Andere in der Natur, und daß er, statt als Herr und Endzweck der Natur zu gelten, nur ein Spiel und Staub ihrer Kräfte sey.

Zwar kann man sagen, daß er durch Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit, durch Kenntniß des Guten und Bösen, durch Freyheit jenes zu thun, und dieß zu meiden, weit über alles, was sonst noch in der sichtbaren Natur zu finden ist, über alle Thiere und Dinge sich erhebe. Aber wie ärmlich ists auch mit dieser Hochheit beschaffen, wenn Sterblichkeit sein Loos ist? Er hat zwar eine Idee von Tugend und Heiligkeit in sich, der er sich nach der Stimme seines Gewissens immer mehr nähern soll, und durch fortschreitende Vollkommenheit ins Unendliche fort nähern kann, so wie hiedurch einen immer höhern, und alles übertreffenden innern Werth erreichen wird. Aber nun kömmt auf einmal der Tod, oder ein unglücklicher Fall und Schlag, der durch lebenslänglichen Wahnsinn den Gebrauch seiner Vernunft und Freyheit zerstört, und sein Fortschreiten, sein Annähern zur reinen Güte und Gerechtigkeit,

tigkeit, sein Streben darnach voll innerer Würde und Erhabenheit, ist plötzlich abgebrochen, ist gänzlich dahin, und von all seinem sittlichen Sinn und Wandel bleibt bey seinem Tode (wenn dieß für ihn ein gänzlicher Tod ist) weniger zurück, als von seinem sterbenden Körper. Von diesem bleiben alle Theile, und können nach mancher neuen Zusammensetzung mit andern noch so manchen leblosen und lebenden Dingen dienen. Aber was bleibt vom sittlichreinen Sinne, wenn kein Sinn und keine Vernunft mehr ist? Was vom sittlichreinen Leben, wenn alles Leben aufhört? Was vom hohen sittlichen Werth, wenn derjenige ganz todt liegt, ganz dahin ist, auf dem dieser Werth haftete? — Wenn der Mensch bey dem leiblichen Tode ganz stirbt, so dient das sittliche Vernunftgesetz, das, geschrieben in sein Herz, ihn über die Thiere erhebt, doch auch wieder dazu, ihn unglücklicher, als die Thiere, zu machen. Das Thier kennt nichts als Neigung und Instinkt, dem es nachgehen, und nach dem es genießen mag, wenn es nur sonst nirgend von außen daran gehindert wird. Aber der Mensch kennt nebst Instinkt und Neigung, dem zufolge er nothwendig das Angenehme lieben, und das Unangenehme verabscheuen muß, auch noch ein Sittengesetz in sich, nach welchem er oft seiner

Nei-

Neigung und seinem Instinkte zuwiderhandeln, das Angenehme entbehren, und das Unangenehme tragen, ja auch darinn wohl bis zum Tode ausharren, oder selbst sein Leben durch einen freywillig und pflichtmäßigen Tod opfern soll. Hier bringt ihn nun der Tod, wenn er den ganzen Menschen tödtet, um alle künftige, und das Sittengesetz, das ihm zu entbehren und zu leiden befiehlt, um alle gegenwärtige Glückseligkeit. So wäre dann der Mensch dazu gemacht, ganz unglücklich zu seyn, und gerade, was das Schönste, Beste, Herrlichst- und Ehrwürdigste in ihm ist, was ihn über alle Thiere erhebt, das heilige Vernunftgesetz würde dazu beytragen, ihn ganz, und mehr unglücklich, als die Thiere zu machen? — Zugleich findet doch wieder der Mensch, daß er verdiene, nach dem Wunsche seiner Neigung um so glücklicher zu seyn, je besser und tugendhafter er nach dem Gesetze seines Herzens ist. Und doch, wenn er gut seyn will, soll er auch erböthig seyn, aus Achtung für dieses Gesetz alles Glück dieses Lebens mit dem Leben selbst zu opfern. Stirbt er nun in dieser Aufopferung ganz, öffnet sich für ihn weiter keine Aussicht in eine glückliche Zukunft, so verbindet ihn der nämliche Tugendsinn, alle Glückseligkeit mit diesem Leben zu verlieren, der ihn berechtigt, Anspruch

auf

hohe Glückseligkeit zu machen. Wie läßt sich dieß zusammenreimen? Dieß hieße ja gerade so viel, als: „Ich sollte ganz unglücklich werden, damit ich (durch Güte und tugendhafte Aufopferung meiner selbst) werth wäre, recht glücklich zu seyn.“ — Die beste Welt, und das höchste Gut des Menschen besteht, wie zum Theile schon gesagt worden, darinn, daß man auf einer Seite immer an Tugend und sittlicher Vollkommenheit zu nehme, sich dadurch immer einer höhern Glückseligkeit würdig zeige, und auf der andern diese Glückseligkeit, deren man würdig ist, wirklich erhalte. Diesem höchsten Gute nachzustreben, diese beste Welt, so viel an uns ist, immer mehr wirklich zu machen, ist nun gewiß nach reinem Tugendsinne. Man setze aber, es sey für den Menschen kein anders, als dieß gegenwärtige Leben, so hört mit dem Tode, wie alles Leben, so auch alles Vorschreiten in Tugend und Glückseligkeit nothwendig auf. Tritt etwa der Fall ein, wo mich das Sittengesetz verbindet, mein Leben zu wagen, oder gar hinzugeben, so verbindet es mich zugleich, mein höchstes Gut, oder alle weitere Fortschritte an Tugend und Glückseligkeit durch den Tod, den ich übernehmen soll, unmöglich zu machen. Auf einer Seite soll ich also nach Vervollkommnung meiner sittlichen Güte und

der

der ihr angemeßnen glücklichen Lage streben; auf der andern soll ich sie ganz unterbrechen und zerstören. Die Moral verbindet mich da, nicht nur mein physisches, sondern auch mein moralisches Leben zu enden, die bereits erworbne Festig= und Fertigkeit im Guten mit diesem Leben zu vertilgen, jeden künftigen Vorschritt darinn für immer zu hemmen, und das ganze schöne Gebäude von reiner zunehmender Sittlichkeit und angemeßner Glückseligkeit einzureißen und zu schleifen.

Sobald man, was dieses mein gegenwärtiges Schreiben enthält, gehörig überdenkt, so möchte einem vor der großen, widerspruchvollen Verwirrung schwindeln, die daraus entsteht, wenn der Mensch als sterblich angenommen wird. Alle seine Hauptanlagen — die zur fortschreitender Sittlichkeit und dauerhafter Glückseligkeit — scheinen ihm dann gegeben, nicht um ihn dem Ziele, das er sich darinn aufstellt, immer näher zu bringen, sondern nur mit einem unlöschbaren Durste und unerreichbarem Ideale zu quälen, ihn in einen fortwährendenden Kampf zwischen Neigung und Vernunft zu verwickeln, der bald zum Abbruche der Glückseligkeit, bald zum Abbruche der Tugend und Sittlichkeit ausschlägt, sich aber frühe genug mit der gänzlichen Nieder-

lage

lage des Menschen, mit seinem physisch- und moralischen Tode, mit dem Tode und Umsturze all seiner Glückseligkeit und all seiner Moralität auf dem Sterbbette endet. Freylich weiset ihn seine Vernunft an, seinen Hang nach Glückseligkeit mit seiner Pflicht zur Tugend und Sittlichkeit dermaßen zu vereinigen, daß er jene nur durch gerechte und tugendhafte Mittel zu erreichen strebe, und sich durch sittliche Güte werth mache, glückselig zu seyn. Aber ist er sterblich, so mag er sich des Glückes durch Tugend noch so werth machen, es wird ihm nach Verdienst und Werth darum nicht zu Theil werden. Denn darum, weil er gut und weise ist, werden nicht sofort lauter gute und weise Menschen um ihn seyn, die zu seinem Glücke beytragen; es mögen ihn immer noch Böse und Thoren umgeben, die es zerstören. Die Natur macht in ihrem Laufe auch keinen Unterschied zwischen Guten und Bösen, sondern verhängt über beyde Uebel und Unglück, und wirft beyde auf immer ins Grab; vereitelt dadurch nicht nur die sinnlichen Wünsche nach fortdauernder Glückseligkeit, sondern auch das vernünftige Verlangen und Streben nach fortschreitender Tugend und angemeßner Seligkeit. Endlich, wie schon gesagt, das Sittengesetz selbst, indem es uns antreibt, uns immer vollkommner

und eines höhern Glückes würdiger zu machen, verbindet uns zugleich nicht selten, um der Tugend willen, alles (ja wenn der Mensch sterblich ist) alles Glück mit dem Leben zu opfern, selbst die in uns noch lebende Moralität, unsern Tugendsinn zu tödten, und durch den pflichtmäßig übernommenen Tod alle weitere Vorschritte in reiner Tugend und Pflichterfüllung unmöglich zu machen. — Was nützt es nun den Menschen, daß er schon jetzt eine noch andere Glückseligkeit, daß er an Tugend und Sittlichkeit eine noch höhere Würde und Erhabenheit, als die Thiere, kennt? Man sehe doch, ob er in der Voraussetzung, daß er sterblich sey, nicht eben dadurch, durch die Kenntniß hoher reitzender, aber unerreichbarer Dinge, durch die Voraussicht zerstörender Uebel und Sterblichkeit, und gerade durch seine Vernunft und Einsicht, durch die er sich über die Thiere auf einer Seite erhebt, auch wieder auf der andern unter sie sinke, und ein um so widerspruchvolles und selbst elenders Wesen, als sie, werde.

Man setze aber einmal das Gegentheil von dem, was bisher gesetzt ward, daß nämlich der Mensch nicht sterblich, sondern unsterblich sey, daß nach diesem noch ein anders Leben, und dar=

inn gerechte Vergeltung des Guten und Bösen Statt habe; so schwindet auf einmal all das Verwirrend- und Widersprechende, all das Unordentliche und Unregelmäßige weg, und die schönste Regelmäßigkeit, die herrlichste Ordnung tritt dafür ein. Jetzt stimmen alle Theile und Anlagen im Menschen, und der Mensch mit der ganzen übrigen Natur zusammen; es löst sich alles in eine Harmonie auf, die dem vollen Beyfalle unserer Vernunft, und die volle Theilnahme unsers Herzens hat. Jetzt ist der Durst nach fortdauernder Glückseligkeit nicht mehr vergeblich und blos zur Quaale da; er kann in einem fortdauernden Leben gestillt werden. Ich kann zwar vernünftiger Weise selbst nicht verlangen, mehr Glückseligkeit zu haben, als ich durch Tugend und Sittlichkeit werth bin, zu genießen. Aber wie ichs vermag, an Tugend in einem ewigen Leben immer vollkommner zu werden, mich dem reinsten Ideale von vollkommner Heiligkeit ewig fort immer mehr zu nähern; so werde ich auch bey einer Vergeltung, die die Belohnung nach dem Verdienste und die Ausspendung der Glückseligkeit nach der Würdigkeit hiezu abmißt, immer höhere Glückseligkeit erhalten. Mein schönstes Streben nach sittlicher Vervollkommnung ist nicht mehr vergeblich, mein Gebäude davon, so viel ich aufgeführt

habe,

habe, wird nicht mehr durch frühen Tod zerstört, der in mir lebende Tugendsinn nicht mit dem Leibe getödtet; sondern jenes Gebäude kann auch jenseits des Grabes noch höher steigen, und dieser bis ins Unaufhörliche fort immer lebendiger und reiner werden. Nun giebts keine Pflicht mehr, um durch Ungerechtigkeit des Lebens und Glückes nicht unwerth zu scheinen, all mein Glück und Leben, und mich selbst zu vernichten: denn soll ich auch wirklich um der Tugend und Gerechtigkeit willen den Tod leiden, so kann ich dabey sicher ein anders Leben und Vergeltung erwarten. Sittliches Gutseyn und angenehmes Wohlseyn, Wohlverhalten und Wohlbefinden, reine Tugend und reine Freude leben nicht mehr im unversöhnlichen Streite; die erste thut nicht weiter einen unersetzlichen Abbruch der letzten; diese erhält vielmehr Vorschub durch jene, Glückseligkeit ist unter der Aufsicht eines gerechten und weisen Vergelters eine unzertrennliche Folge von Tugend und Sittlichkeit; beyde kommen hiedurch in eine Harmonie, die zugleich die Harmonie in jenen, dem ersten Anscheine nach widerstreitenden Anlagen zeigt, die der Mensch zu beyden, zur Tugend und Glückseligkeit, hat. Ist ein ewiges Leben, so darf — wovor einem schaudert — nicht mehr der Wohlthäter der Armen mit dem Unterdrücker

derselben; der Freund und Liebhaber der Menschen mit dem Tyrannen und Mörder; die sanfte Tugend und friedliebende Lammsseele mit der bluttriefenden Tiegerseele; nicht mehr der gifttrinkende Sokrates mit seinen Anklägern, der geradbrechte Calas mit seinen fanatischen Richtern, der gekreutzigte Jesus mit seinen Todfeinden — auf gleiche Weise in das Grab der Vernichtung hinabsinken. Dann ists nicht mehr befremdend, daß die Natur auf den Einen so wenig, als auf den Andern zu achten, und beyde zu verschlingen scheint. Denn es ist für Beyde ein ewiges Leben, und der Urheber der Natur und der Richter der Menschen weiß es so zu ordnen, daß jedem nach seinen Werken vergolten, und der physische Lauf der Dinge so geordnet werde, daß er theils zur Beförderung und Uebung, theils zur Vergeltung der Sittlichkeit diene. — Der Mensch, wenn er unsterblich ist, ist weiter kein Spiel der Natur, sondern als ein moralisches Wesen ihr Endzweck, und durch seine Unsterblichkeit weit über ihre zerstörende Kraft erhaben: seine Voraussicht der unvermeidlichen Uebel und selbst des Todes ist nicht mehr der traurige Vorzug, der ihn elender, als die Thiere macht, sondern der — verbunden mit der Hinaussicht in ein ewiges Leben — ihn weit über die Thiere erhebt: die Welt

ist

ist nicht mehr ein verwirrendes Chaos, die Natur nicht mehr eine blinde, fürchterlich zerstörende Macht, das menschliche Vernunftwesen nicht mehr ihr widersinniges Produkt, geschaffen zum innern Widerstreit und äußerm Kriege; sondern ist da, um durch Vereinigung und Verbreitung fortschreitender Tugend und Glückseligkeit immer mehr das **höchste vollendete Gut** und die **beste Welt** herbeyzuführen.

Man kann sich die Ordnung der physischen Welt nicht erklären, wenn alles blinder Zufall, und kein Gott ist; und, was noch mehr empört, man kann keine Ordnung in die moralische bringen, keine Zusammenstimmung derselben mit der physischen sehen, wenn nicht ein ewiges Leben, und ein Vergelter des Guten und Bösen ist. Es liegt über Welt und Menschen, wie eine dunkle traurige Nacht, eine finstre, tiefe, grausenerweckende Hölle — Aber laßt einen Gott seyn, der alles schuff und erhält; ein ewiges Leben, in dem er alles vergilt; den Menschen, je nachdem er sittlichgut ist, auch glücklich macht, und ihm eine zum Vorschreiten und Annähern, zur Heilig- und Seligkeit sich nie endende Laufbahn auszeichnet — O dann ist dieser Gedanke, wie eine Sonne, die den freudigen Tag, und mit ihm

Licht nnd Wärme heraufführt, die Nacht und Dunkelheit mit all ihren Schreckgestalten verscheucht; die schöne physische Ordnung der Welt begreiflich, und die moralische Einrichtung verehrlich macht, und so über beyde Verstand und Herz beruhigt; jenem Licht ertheilt, heiter und helle zu schauen, und diesem Wonne und Wärme giebt, gut und thätig zu wollen.

Neuntes Schreiben.

Du findest mein letztes langes Schreiben verzeihlich, in so ferne es die mancherley Ansichten und Aeußerungen des gemeinen gesunden Verstandes darlegen soll. Aber du glaubst auch, daß sich alles dieß durch die philosophirende Vernunft auf einige wenige Hauptsätze, oder wohl gar auf eine einzige Grundquelle, auf ein Grundprincip zurückführen lasse, und du wünschest, daß dieß zur leichtern Uebersicht und vollen Befriedigung von mir noch geleistet werde.

Ich will es versuchen, und mit diesem Versuche mein, vielleicht ohnehin schon zu langes Geschreibe, über Unsterblichkeit enden.

Soviel läßt sich zwar schon zum voraus einsehen, woraus dasjenige, was für die ewige Fortdauer

dauer des Menschen aus den gemeinen Verstandesäußerungen angeführt worden, abstammen müße, wenn ich will, daß man mir nicht den Vorwurf eines Verfahrens ohne Zusammenhang und Consequenz machen könne. Immer war es bisher meine Behauptung, daß, wenn ein Beweis für die Unsterblichkeit möglich wäre, er allein aus der moralischen Natur des Menschen abzuleiten sey. Was also dafür immer auf die Bahn kam, muß seine Grundquelle in dem haben, was den Menschen zu einem moralischen Wesen macht; in dem moralischen Tugendgesetze, das in ihm liegt, und in der moralischen Gesinnung oder Achtung, die er für solches Gesetz hat.

Ja, dieß innere Sitten- und Tugendgesetz, wodurch sich, was als böse zu meiden, oder als gut zu thun sey, in eines jeden Vernunft und Herzen ankündigt. — Dieß Gesetz eines guten Lebens ist es, aus dem die Verheißung eines ewigen hervorgeht, und unser Glaube an diese Verheißung, unsere Ueberzeugung von Unsterblichkeit wird gerade um so zuversichtlicher und lebender, je größer und lebendiger unsre Achtung für dasselbe Gesetz, und dadurch unsere moralische Gesinnung ist. Wie nun aber die im letzten Schreiben vorgebrachten Gemeingründe für ein unaufhörliches

 Seyn,

Seyn, wie die Verheißung desselben im sittlichen Tugendgesetze liege, wie sich unsre Ueberzeugung mit der moralischen Tugendgesinnung verstärke — dieß ists, worüber man schon manche deutlich und einleuchtende Darstellung versucht, aber vielleicht noch keine, die ganz befriedigen konnte, geliefert hat. So komme denn zu den vielen Versuchen auch der meinige, und wecke jeden, dem er kein Genüge leistet, einen bessern an dessen Stelle zu setzen, und ein noch immer schreyendes Bedürfniß zu heben. Möchte er sich mehr durch Faßlichkeit, als durch Neuheit und Tiefsinn auszeichnen; möchte er mehr der Popularität als der Gelehrsamkeit huldigen, doch ohne der Gründlichkeit zu entbehren!

Das sittliche Tugendgesetz spricht in mir: „Du sollst alle Menschen, sollst in jedem, in dir und andern, die Menschheit achten, und darum für dich und sie überall nur wollen und thun, was ehrbar, löblich, gerecht und gut ist.“ — Dieß fodert das innere Vernunft- und Sittengesetz auf eine so für alle Fälle und Zeiten unbedingte, unerlaßliche Weise, daß wir auch dann, wo wir nach äußern Eindrücken, innern Neigungen und sinnlichen Bedürfnissen noch so gerne anders wollen und handeln möchten, doch nur ein-

zig nach der Vorschrift des Gesetzes auch gegen jene, wollen und handeln sollen. Indem es aber so strenge und unbedingt befiehlt: „Du sollst, auch gegen alle sinnliche Neigungen, Bedürfnisse und Eindrücke“ — so sagt es hiemit zugleich: „Du kannst“ — d. h. du bist frey und unabhängig von der ganzen sinnlichen Natur, mußt dich nicht nothwendig nach dem Antriebe der Sinnlichkeit, sondern kannst und sollst dich einzig nach dem Gesetze der Vernunft und Sittlichkeit verhalten. Nichts kömmt sonst überall in der Natur vor, was sich frey und selbstthätig ändern, sich selbst ursprünglich zur Einwirkung auf andere bestimmen mag; immer wird eins vom andern geändert, vom andern bewirkt, und was geschieht, hat immer eine Ursache außer sich, durch die es geschieht. Nur du, o Mensch — sagt das innere Sittengesetz — kannst, so wie du sollst, frey und unabhängig von jedem äußern und fremden Einflusse, lediglich aus dir selbst nach mir, nach dem ins Herz geschriebnen, nach dem von deiner Vernunft angekündigten sittlichen Tugendgesetze bestimmen, tugendhaft zu seyn. — Hiemit fodert aber auch dieß Vernunftgesetz zum Höchsten und Besten auf, was der Mensch seyn kann, und zum Ersten und Letzten, was er seyn soll. Durch die freythätige Aufnahme und Befolgung des Tugendgesetzes

 giebt

g'ebt sich der Mensch einen Werth, den alles Uebrige in der Natur für sich nicht hat, und ihm nicht geben kann. Eine tugendhafte Seele, ein das heilige Tugengesetz frey und lebendig umfassender Wille ist mehr werth, als alle Sonnen und Sterne, als alle Erden und Monden; er fodert und verdient eine Achtung für sich, statt daß diese nur eine für den fodern, der sie gemacht hat, und dieser selbst nur dadurch der Gegenstand unserer Verehrung und Anbethung wird, weil er der allein und Höchstgute und Heilige ist. Alle Dinge in der Natur behaupten nur in so ferne einen Werth, als sie irgendwozu dienen und gut sind. Aber die Achtung für das sittliche Tugendgesetz, und ein sittlich guter Wille ist an sich gut, und bleibt eben so gut und achtungswerth, wenn er auch, etwa aus Mangel an Kraft und Macht, nichts ausrichten, und weder mir noch andern irgendwozu dienen sollte. Jenen kann auch dadurch eine besondre Aufmerksamkeit und Werthschätzung zukommen, weil sie dem guten gesetzmäßigen Willen sich zum guten Gebrauche, und als Mittel und Werkzeuge zur Ausführung seiner löblichen Absichten darbiethen; eben dadurch künden sie sich aber als untergeordnete Mittel, und diesen, den tugendhaften Willen, als erhaben über sie, als den höchsten und letzten Zweck

an.

an. — Häuft alle Reichthümer, alle Vergnügen aus der ganzen Natur, selbst den durchdringendsten Verstand, die hellsten und ausgebreitesten Kenntnisse, die auserlesensten Kunsttalente, Geschicklich- und Fertigkeiten auf einen einzigen Menschen, aber auf einen Menschen ohne Tugend, zusammen; stellt dagegen einen andern über, der weder so reich, so glücklich, noch so talentvoll, aber ein redlicher Verehrer und Befolger des Tugendgesetzes ist — Welcher von beyden hat eure volle ungetheilte Werth- und Hochschätzung? Dem Ersten wird hievon nichts, und dem Zweyten alles. Man kann den glücklichsten nicht achten, wenn er nicht durch sittliche Güte werth ist, es zu seyn; den talentvollesten nicht, wenn er nicht einen sittlich guten Gebrauch davon macht.

Das Sittengesetz kündigt also den Menschen eine Freyheit an, und fodert ihn zur Behauptung einer sittlichen Größe und Hohheit auf, die sonst der ganzen übrigen Natur, und allem, was darinn lebt und nicht lebt, ganz fremde sind. Das Sittengesetz weiset dem Menschen in dem redlichen Bestreben nach moralischer Vervollkommnung das höchste und ehrwürdigste Geschäfft, und ein Ziel an, zu dessen Erreichung er jedes andere

Wesen, und selbst die ganze Natur, so viel sie in seiner Gewalt ist, sich unterordnen, und dienstbar machen darf: durch das Sittengesetz zeigt sich also der Mensch in einer Würde, durch freye thätige Achtung für dasselbe in einer Würdigkeit, die sonst keinem Wesen der Natur eigen, durch die er über alles, was ihm die Neigungen anpreisen, erhaben, aber doch auch jeder mit der Sittlichkeit einstimmenden Glückseligkeit werth ist, und überhaupt als Endzweck der ganzen übrigen sichtbaren Natur erscheint. Was verheißt ihm nun dadurch das Sittengesetz? Sagt es ihm nicht:

„Mensch, der du als sittliches Wesen über alle Thiere und Dinge der sinnlich vernunftlosen Natur erhaben bist, du sollst nicht wieder unter sie dadurch herabsinken, daß du unter ihrer zerstörender Kraft erliegst, durch Voraussicht deiner künftigen Leiden und baldigen Zernichtung unglücklicher, als die Thiere, seyest, und daß du, der du in der Bestimmung zur Tugend und Sittlichkeit den höchsten Endzweck der ganzen Natur in dir trägst, am Ende ihr doch nur zur Beute, zum Raube und Spiele ihrer tödtenden Macht dienest. — Du sollst in dem schönsten und herr-

herrlichsten Geschäfte, das dir das Sittengesetz anweiset, in der sittlichen, einer unaufhörlich fortschreitenden Zunahme fähigen Vervollkommnung, nicht durch eben die Natur, die dir untergeordnet dazu dienen soll, im Tode auf ewig gestört werden; sollst nicht, der du über die Natur zu herrschen, und sie dir zu deinem Endzwecke zu unterwerfen bestimmt bist, dich als der niedrigste Sklave unter ihr tödtlich, dein sinnlich und dein moralisches Leben zernichtendes Mordmesser beugen. — Du hast einen unwiderstehlichen Trieb nach Glückseligkeit, wie ein unerlaßliches Gesetz der Sittlichkeit. Dieß Letzte, das Höchste und Herrlichste in dir, sucht dich nicht, um jene erste zu bringen, dich mit einem vergeblichen Durst zu quälen, sondern fodert dich nur auf, vernünftig darnach zu verlangen, und vor allem Glückseligkeit durch Tugend und Sittlichkeit zu verdienen. Eben die Vernunft, die dir das Sittengesetz ankündigt, will dir durch das Geboth — „suche dich der Glückseligkeit würdig zu machen“ — gewiß nicht sagen: — „Du hast aber auch bey dem redlichsten Bestreben nach Würdigkeit keine zu erwarten, hast nur gleichen Ausgang, gleiche Vernichtung mit dem verruch-

verruchtesten Bösewichte zu fürchten." Nein! vielmehr sagt sie: „Niemand soll so sehr, so gewiß und zuversichtlich glückselig werden, als der es durch Sittlichkeit zu seyn verdient. Es giebt durchaus kein höheres Gut für den Menschen, keine bessere Einrichtung für die Welt, keine höhere Ehre für das heilige Gesetz, keine schönere Harmonie zwischen der sinnlich und sittlichen Natur, als da ein unaufhörlich, ewiges, freyes Streben nach sittlicher Vollkommenheit, eine immer fortschreitende Annäherung zur vollen Heiligkeit, auch eine ewig fortdauernd- und fortschreitende angemeßne Glückseligkeit zur Folge hat. Dieß ists, was in jedem die Vernunft und das Sittengesetz fodert, indem es will, daß der Mensch sein höchstes Gut, und die beste Welt durch fortschreitende Sittlichkeit und Glückseligkeit herbeyführe. — Wenn dich, o Mensch! die Vernunft und das Vernunftgesetz manchmal auffodert, sogar um der Tugend und Gerechtigkeit willen dein Leben zu opfern; so kann dieß ja nicht so viel heißen: als: „Damit du tugendhaft und gerecht, und dadurch würdig seyest, glücklich zu seyn; so stirb, und höre auf zu seyn: damit du gerecht und tugendhaft bleibest; so stirb, und mache dirs

unmög-

unmöglich, noch weiter hin, und noch mehr tugendhaft und vollkommener zu werden." Nein, so kann die Vernunft und das sittliche Vernunftgesetz nicht befehlen, ohne den Menschen in Versuchung zu bringen, die Vernunft für Unvernunft, und das Sittengesetz für ein leeres Hirngespinnst anzusehen. Aber Vernunft ist keine Unvernunft, das heilige Sittengesetz keine Chimäre, und darum lautet bey obigem Befehle ihre Verheißung so: „Du sollst leben, wenn du auch um der Tugend willen stirbst; sollst deine ganze Glückseligkeit nicht dadurch verlieren, sondern um so sicherer erhalten, indem du durch das große Opfer dich würdig machst, glückselig zu seyn. Tugend soll dich nicht um die weitere Vervollkommnung deiner Tugend bringen, und darum, wenn du gleich um der Tugend willen sinnlich stirbst, sollst du dennoch für Erhöhung deiner Tugend sittlich fortdauern. Wenn das, was zum sinnlichen Wesen des Menschen gehört, schwach, gebrechlich und sterblich ist; so ist das, was sein sittlich- oder moralisches Wesen ausmacht, weit über alles Sinnliche erhaben, groß, stark und unsterblich."

Dieß ist nun die Verheißung eines fortwährenden ewigen Lebens, die aus dem Sittengesetze der Vernunft hervorgeht, und wenn ich, so wie ich mich durch meine moralische Gesinnung hiezu aufgefodert fühle, auf diese Verheißung **vertraue**, an sie glaube; so ist dieß ein **Vernunftglaube**, weil er aus dem sittlichen Vernunftgesetze, und der vernünftigen freyen Achtung desselben (d. i. aus der vernünftig-moralischen Gesinnung) hervorgeht. Ich nehme hier meine Fortdauer nach dem Tode nicht an, weil ich sie aus Neigung wünsche; sondern weil ich sie auf die Verheißung des über alles achtungswürdigen Sittengesetzes hin, vernünftig glaube.

Wie dieser Vernunftglaube aus meiner Achtung für das Sittengesetz, aus meiner moralischen Gesinnung entsteht, so nimmt er auch mit eben derselben zu. Je größer, innig- und lebendiger diese meine Achtung für das heilige Gesetz, je größer meine Werthschätzung von Tugend und Sittlichkeit ist; je größer mir die Würde und Würdigkeit eines freythätigen-, unter dem Sittengesetze stehenden- und demselben gehorchenden moralischen Vernunftwesens erscheint: um so mehr setzt sich meine Vernunft dagegen, daß die Foderung dieses Gesetzes, sich dem höchsten Ideale

von

von Heiligkeit immer mehr zu nähern, unausführlich seyn, das schöne Streben darnach, dieß achtungswürdigste Geschäfft sobald und auf einmal für immer gestört werden, das moralische, über die sinnliche Natur weit erhabne Wesen so gut wie das thierische sterben; der sittlich Tugendhafte so gut wie der abscheuliche Bösewicht zu Grunde gehen; das Höchste und Ehrwürdigste in der Schöpfung, das Freythätig-Vernünftige ein Raub und Spiel des Niedrigsten, des Vernunft- und Leblosen seyn; und derjenige, der sich der Glückseligkeit noch so werth gemacht, der durch Güte und Sittlichkeit allein verdient hat, glücklich zu seyn, es doch nimmermehr werden soll. Nähme ich kein Interesse an Tugend und Sittlichkeit, sähe ich sie nicht für das an, was allein wahren Werth und Würdigkeit giebt, allein Achtung und Belohnung verdient; so würde es mir vor dem Richterstuhle der Vernunft gleichviel seyn, ob das redliche Bestreben darnach etwas oder nichts ausrichte, ob es fortdaure oder aufhöre, unterhalte oder erstickt werde — gleichviel, ob am Ende Tugend oder Laster triumphiere, ob für beyde eine oder keine Vergeltung, eine oder keine Fortdauer, ob der Mensch der Endzweck der von einer höhern Weisheit geleiteten, oder das Spiel der zerstörenden Natur sey.

So geht denn alles, was im vorhergehenden Briefe für die Unsterblichkeit gesagt worden, und die ganze Ueberzeugung davon aus dem Sittengesetze und der moralischen Gesinnung hervor, und nimmt gerade so, wie diese, zu oder ab.

Wie diese Ueberzeugung von Unsterblichkeit bey verschiednen verschieden, so mag sie auch bey eben denselben Menschen in verschiednen Momenten seines Lebens ungleich seyn. Sie kann bald schwächer, bald stärker und lebendiger dem Gemüthe vorschweben, je nachdem sich dieses bald im Anschauen des reinen Sittengesetzes, der reinen Tugend und moralischen Vollkommenheit bis zur besondern Stärke der moralischen Gesinnung hebt, bald aber auch, da man bey mächtigem Gegenreitze sich Gesetz und Pflicht oft so gerne, um ruhiger jenem zu folgen, ins Dunkle stellt, wieder sinkt. Zur Bestättigung unserer Behauptung möchte es dienen, wenn man seine Aufmerksamkeit dahin richtet, ob sich die gedachte Ueberzeugung nicht gerade damals am stärksten, und erhaben über alle Zweifel beweise, da sich auch unsre Tugend und unser sittlich-guter Wille in der festen freyesten Entschlossenheit erhaben über alle Gegenreitze zeigt.

Wer sich bey dem bisher angeführten moralischen Grunde für ewige Fortdauer blos an die Worte hält, der möchte vielleicht sagen, daß ihm jener Grund noch immer nicht genug einleuchte. Aber er soll zugleich bedenken, daß auch hier nicht der Buchstabe, sondern der Geist lebendig macht, und daß die lebendige Ueberzeugung nicht soviel aus den Worten, sondern aus der innigen Kenntniß und eignen Hochachtung des moralischen Gesetzes hervorgehe. Man kann mit einem der vortrefflichsten Männer behaupten: „In einem sittlich-gutbeschaffnen Menschen ist ein einziger Seufzer der Seele, der von Zeit zu Zeit nach etwas Besserm, Zukünftigen, Vollkommnern entsteht, so viel als eine geometrische Demonstration für das Daseyn eines vergeltenden Gottes, und eines ewigen Lebens." — Man kann mit einem andern der tiefsinnigsten Philosophen sagen: „Macht die Menschen erst wenigstens auf halbem Wege gut, dann werden sie auch recht- und starkgläubig seyn." — Das heißt: Macht sie erst, das Gesetz der Tugend und Freyheit als ein eignes heiliges, von den Gesetzen, Trieben und Neigungen der sinnlichen Natur ganz unterschiednes, und über sie erhabnes Gesetz kennen und achten, und sie werden sich von einem ewigen Leben überzeugen. Wenn sie auch in ihrer, blos betrachten-

 den

den, spekulirenden Vernunft keine hinlängliche Beweise aufbringen, und so lange sie sich einzig an diese hängen, über Unsterblichkeit zweifeln; so werden sie doch den Glauben daran in der praktischen Vernunft, in dem sittlichen Gesetze und der sittlichguten Gesinnung ihres Herzens wieder finden. Dieses Gesetz und die Achtung desselben liegt jedem in seinem Gemüthe so nahe, ist jedem so einheimisch und natürlich, daß es den Glauben an ein ewiges Leben in allen zum Vernunftgebrauche nur etwas gebildeten Nationen von jeher bewirket hat, und noch ferner, auch gegen alle Einrede sophistischer Grübler oder kühner Läugner bewirken wird. Dieses Gesetz, diese Stimme des Gewissens mag durch die erkünstelte Irrthümer des philosophierenden Verstandes nie so sehr entstellt, durch die Fehler und Sünden eines bösen Herzens nie so unterdrückt und erstickt werden, daß man nicht wenigstens eine Zukunft zu fürchten hätte, wenn man sie gleich nicht mehr zuversichtlich glauben oder hoffen will.

„Aber sollte eine so wichtige Wahrheit, als die von der Unsterblichkeit des Menschen ist, nicht mit der größten Evidenz einleuchten, und der Mensch so, daß sie ihm einleuchten könne, dazu geschaffen seyn?" — Wahrlich eine sehr unbesonnene

sonnene Klage gegen die Vorsehung! Stünde die Zukunft in ihrer ganzen furchtbaren oder reitzenden Majestät von ewiger Vergeltung, von Belohnung und Strafe vor uns wie zum Schauen und Greifen da; so würden wohl die gesetzwidrig = bösen Handlungen verhindert, die gesetzmäßig = guten erzweckt werden, aber die eigentliche Moralität, die eigentliche Gesinnung und Absicht des Herzens verloren gehen; indem man nicht mehr das Gute oder Böse um seiner selbst willen lieben oder hassen, sondern nur aus der sich immer lebendig aufdringenden Furcht oder Hoffnung thun oder meiden würden. Uns, lieber Freund! soll der vernünftige zuversichtliche Glaube genügen, der aus dem gegründeten Vertrauen auf die Verheißung des Sittengesetzes und der sittlichen Natur hervorkömmt, weil er so eine Folge der reinmoralischen vorhergehenden Gesinnung, und nicht eine Hinderniß der nachkommenden ist.

III.

Ueber die vielfältigen Anweisungen in Sittenbüchern, wie man glückselig werden könne.

Es war eine Zeit, wo man in Sittenbüchern so vielfältig den Weg zum Himmel zeigte.

Es kam eine neuere Zeit, wo man immer den Weg zur Glückseligkeit auf Erde ausſteckte.

Immer faßte man die Menschen bey ihrer Neigung, und fands für nöthig, sie dabey zu fassen, so lange ihnen Befriedigung ihrer Neigungen über alles galt. Wollte man sie für seinen Unterricht in Reden und Schriften interessiren; so mußte man sie glückselig zu machen, gleich im Eingange und am Titelblatte versprechen.

So lange man die Erde immer als ein Jammerthal schilderte, konnte man keine andre Glück-

seligkeit

seligkeit verheißen, als die im Himmel. Sobald man von dieser finstern Idee abkam, und die Welt nicht mehr von ihrer blos nächtlich traurigen, sondern auch von ihrer lichtvollen erfreulichen Seite zu betrachten anfieng, verhieß man auch Glückseligkeit auf Erde.

Die letztere Verheißung mußte noch mehr Eindruck machen, als die erstere. Den Himmel in der Zukunft zeigen, das hieß nur, über die Uebel der Gegenwart trösten. Aber Glückseligkeit schon für dieses Leben verheißen, das hieß, versprechen, schon aus dieser Welt einen Himmel zu machen.

Begierde und Neigung ist ungeduldig, und verlangt Befriedigung auf der Stelle. Der Mensch, der ihre Stimme, ihren Trieb und Drang hört, möchte gleich jetzt glückselig seyn, und es nicht erst künftig werden. Die beste Lockspeise, Leser und Zuhörer zu erhalten, war also Titel und Aushangschild, worauf stand: „Kommt, ich will euch gleich jetzt, und schon für dieses Leben noch glückselig machen."

Allein es zeigte sich bald, daß dieß blos Lockspeise am Titel, aber keine eigentliche Nahrung

rung im Buche war. Man versprach mehr, als man leisten, und ließ hoffen, was man nicht geben konnte. Beym Anfange ward die Erwartung hoch gespannt, und am Ende kläglich getäuscht.

Man formte die Sitten- und Tugendlehre überall in lauter Glückseligkeitslehre um: Aber wer sie auch befolgte, erfuhr bald, daß er darum doch nicht glückselig wäre.

Es ist wahr, wenn alle Menschen besser und gerechter leben wollten, als sie leben, würden sie auch um ein Gutes glückseliger seyn, als sie sind. Keiner würde dann den andern kränken, einer würde den andern erfreuen. Sie würden sich gegenseitig kein Uebel zufügen, sie würden sich gegenseitig viel Angenehmes erweisen. Sie würden sich gegen einander wohlverhalten, und so miteinander besser befinden.

Aber wenn auch andere nicht gut und gerecht sind, so soll ich es seyn; und darum werden andre nicht so fort gut und gerecht seyn, weil ich es bin. Da kann ich dann noch so gut handeln, und doch sehr unselig leiden. Ich kann gegen meine Mitbrüder alle Gerechtigkeit üben, und tausend Unrecht von ihnen dulden; ich kann ihnen

nen wohl = und sie mir sehr übel thun. Mein tugendhaftes Betragen gegen sie kann ihnen viel Freude, und ihr bösartiges gegen mich mir viel Kummer und Herzleid machen. Sie werden, bey meinem Verhalten gegen sie, sich glücklich, und ich, bey dem ihrigen gegen mich, mich sehr unglücklich fühlen. Und doch soll ich nicht aufhören, auch gegen Ungerechte gerecht, auch gegen Lieblose liebreich zu seyn; so sagt die Sittenlehre: und doch muß ein liebloses Benehmen den Liebenden, und ein ungerechtes den Gerechten nur unglückselig machen; wo ist hier Glückseligkeitslehre? Was diese verheißt, kann und will mir jene weder versprechen, noch geben. Wenn diese ruft: „Folge mir, du sollst glückselig werden." — So spricht jene: „Du sollst gegen andre gut seyn, wenn du auch durch sie unglückselig wirst."

Laßt mich aber setzen, daß ich unter lauter guten Menschen sey; kann ich darum auch annehmen, daß immer eine lauter wohlthätige Natur mit lauter günstigen Naturbegebenheiten um mich ist? Jene sollen mir thun, was ich nur vernünftiger Weise wünschen kann; wird auch diese ihren Lauf so einrichten, wie ich ihn verlangen mag? Sey es, die wohlthätige Liebe vieler

Freunde stehe mir immer zu Geboth; steht aber darum auch die Natur in meiner Gewalt? Und wenn jene jedem meiner flehenden Winke folgen, der sie ruft, wird auch diese meiner Stimme gehorchen, wenn sie befiehlt? — Mit einem Worte: Alle, die um mich sind, sollen durch gleiche Gerechtigkeit und Liebe zu meinem Glücke beytragen; wird darum auch die Natur und der Lauf ihrer Begebenheiten mit einstimmen, und dasselbe nie zerrütten?

Das sehe ich nicht. Wenn auch wir Menschen einander immer liebreich heiter und froh begegnen, so wird darum nicht immer gut und heiters Wetter am Himmel seyn. Meine Gesinnung mag in mir immer tugendhaft und gut, und so seyn, wie sie soll; darum wird doch außer mir in der Natur nicht immer das erfolgen, was ich will. Oder werde ich dadurch, daß ich einen Armen unterstütze, es hindern, daß mich nie eine Wasserüberschwemmung, eine Feuersbrunst, ein Mißwachs, oder eine Viehseuche arm mache?

Wird die Hülfe, mit der ich einem Kranken seine Leiden mildere, es wohl bewirken, daß mich keine Krankheit befalle? Wird die Hand, die einem Verlaßnen Speis und Trank reicht, daß er

nicht sterbe, auch den Blitz halten, daß er über mich nicht einschlage und tödte? Wird die Liebe, die einen Rachgierigen besänftigt, daß er seinem Nachbar verzeihe, seine Familie und sein Haus schone, auch den Windsturm und das Erdbeben stillen, daß sie das Meinige nicht einwerfen? — Wir sehen ja, daß die Sonne über die Guten und Bösen aufgeht, aber auch der Hagel die Aernte von beyden niederschlägt. Die schädlichen Insekten, Mäuse und Maulwürfe, ansteckende Seuchen und Krankheiten gehen nicht die Gründe, Gärten, Häuser und Ställe der tugendhaften Hauswirthe vorüber, um nur bey jenen der bösen einzukehren. Im Meeressturme gehen auf eben denselben Schiffe, beym verschlingenden Erdbeben in eben derselben Stadt so oft der Gute mit dem Verbrecher zu Grunde. Ueberhaupt richtet sich die Natur in ihrem Laufe, den sie nach den ihr vorgeschriebnen Naturgesetzen nothwendig nehmen muß, nicht nach der Beobachtung der sittlichen Gesetze, die jeder freythätig befolgen soll. Wir können uns noch so genau nach der Vorschrift der Tugend benehmen; die Natur wird sich darum nicht nach unserm Wunsche fügen; das heißt: Wir können sittlich gut und rechtschaffen leben, ohne darum sicher zu seyn, daß wir nicht durch natürliche Vorfälle und Begebenheiten unglücklich werden.

Wer

Wer uns sagt: „Ich will dir auf dem Wege der Tugend den Weg zur Glückseligkeit dieses Lebens zeigen“ — der müßte auch sagen können: „Ich will dich lehren, wie du durch Sittlichkeit alle Anschläge und Anfälle der Bosheit zernichten, alle Unglücke und widrige Begebenheiten der Natur abhalten mögest.“ Kann uns jemand dieß lehren? Kann Tugend und Rechtschaffenheit, die er uns lehrt, dieß bewirken? Werden alle Menschen darum gegen uns gerecht, weil wir es gegen sie sind? Zeigt sich darum die Natur überall wohlthätig für uns, weil wir uns wohlthätig unsern Mitbrüdern erweisen?

So ist es dann leere Vorspieglung, wenn man der Tugend volle Glückseligkeit dieses Lebens verheißt, und die Anweisung zur Tugend eine Anweisung zur Glückseligkeit nennt. Dieß mag wohl geschehen, um sich bey den Menschen einzuschmeicheln, die so gerne gleich und ganz glückselig seyn möchten; aber es dient auch nur, sie zu täuschen, weil sie es dadurch nicht sogleich und ganz werden. Man behandelt sie wie Kinder, indem man ihnen für jede gute That ein Zuckerbrod verheißt; aber man betrügt sich auch wie Kinder, indem sie nicht erhalten, was man verspricht.

Sollen wir uns dann immer an die Neigungen der Menschen wenden, um mit unserer Tugendlehre Gehör und Eingang zu finden? Sollen wir darum die Tugendlehre Glückseligkeitslehre nennen, weil nur diese und ähnliche Titel der Neigung schmeicheln? Heißt dieß nicht schon im Eingange zum sittlichen Unterrichte die Tugend durch eine falsche Schminke entstellen, und indem man auf Täuschung ausgeht, wider sie handeln? Tugendlehre ist ja gar nicht dazu gemacht, um sich den Neigungen zu empfehlen, sondern um diese dem Gesetze der Tugend und der Leitung der Vernunft zu unterwerfen.

Künftig wollen wir also dem Menschen, den wir zur Tugend anweisen, gleich zum voraus sagen: „Komm, ich will dich nicht das lehren, was du nach deiner Neigung seyn willst, sondern was du nach sittlicher Vorschrift seyn sollst — nicht, was dich nach Herzenslust glücklich macht, sondern was dir vor aller Vernunft Werth und Würdigkeit, glücklich zu werden, giebt. Du sollst erst als ein sittliches Wesen thun, was du nach strenger Foderung der Pflicht, auch gegen deine Neigung, auch mit Aufopferung deines Glückes, zu thun hast; dann sollst du, als ein endlich — beschränktes und sinnliches Wesen auch hoffen dürfen, wornach du verlangst."

Dieß

Dieß ist die ernste Sprache, die dem Tugendlehrer geziemt; dieß die Sprache, die den Lehrling nicht durch falsches Einschmeicheln täuscht. Nur durch diese ist der Erste der wahre Freund des Letztern.

Wer für diese Sprache kein Ohr hat, der hat auch für ernste wahre Freundschaft kein Herz. Wem sie zu hart klingt, wem diese Wahrheitssprache des wahren Freundes wehe thut; der verdient die Hofsprache des falschen Schmeichlers zu hören. Dieser wird ihm nur das als Tugend empfehlen, was ihn glücklich macht; und er wird nun keines von beyden, weder tugendhaft noch glücklich werden. Er wird nie einen innern wahren Werth haben, und keine wahre Seligkeit erwarten dürfen. Was wird er seyn, und was darf er hoffen? — Nichts.

IV.

Von einem doppelten Wort Gottes, von einem doppelten heiligen Buche — Bibel, oder heilige Schrift — genannt.

Ein Wort, eine Rede von uns ist es, wenn wir durch Stimme und Ton äußerlich erklären, was wir innerlich denken und wollen.

Sprechen wir als Lehrer, so geht die Absicht unsrer Worte und Rede nicht blos dahin, andere zu berichten, was von uns wirklich gedacht und gewollt wird; sondern sie anzuweisen, was und wie von ihnen gedacht, gewollt und gethan werden soll.

Was und wie spricht dann Gott? Und was ist Gottes Wort? Wir stellen uns ihn hiebey immer als Lehrer des Menschengeschlechtes vor. Sein Wort, seine Rede müßte denn das seyn, wodurch

wodurch er uns erklärt, wie wir über gewisse Gegenstände wahr und richtig denken, wie wir gut und heilig wollen und thun mögen.

Gott spricht nicht mit menschlicher Stimme, aber er will doch unterrichten und leiten menschlich und auf menschliche Weise. Er spricht nicht unmittelbar zu uns, aber er belehrt doch unmittelbar durch andre Menschen und durch uns.

Von jeher gefiel es ihm, uns durch andre zu belehren, die als Menschen unter uns erschienen; durch Lehrer und Weise, durch Moses und Jesus. Diese sagten uns, was wir thun, wohin wir zielen sollten, und was wir hoffen dürften; was Gott von uns haben, und was er uns geben wolle.

Aber nicht nur durch andre, von außen, belehrt uns Gott, auch durch uns selbst, im Innern, redt er zu uns.

Es ist in uns eine Stimme des Gewissens, die zu uns spricht, ein natürliches Licht der Vernunft, das uns leuchtet. Wollen wir diese Stimme hören, wollen wir nach und bey diesem Lichte wandeln, so werden wir erkennen, was wahr, und thun, was recht ist.

Diese innere Stimme ist auch ein Wort Gottes, durch das er uns lehrt und erklärt, welches unsre heiligen Pflichten seyen, und worauf unsere besten Hoffnungen ruhen; wie wir seine ihm wohlgefälligen Kinder seyn können, und wie er unser heiliger und weiser, unser guter und gerechter Vater und Vergelter seyn wolle.

Worauf sollen wir nun vorzüglich merken? Auf jenes äußere, oder auf dieses innere Wort Gottes? Auf die fremde Stimme der Lehrer und Weisen, oder auf die eigne unsers Gewissens und unsrer Vernunft?

Es ist gut, sich von andern belehren lassen; aber es ist vorzüglich gut, sich selbst belehren. Es ist gut, wenn man zur Schule geht; aber es ist vorzüglich gut, wenn man sich selbst eine hält.

Das Wort Gottes, die Lehren, die er uns durch seine Weisen vorträgt, sind Bäche, die rein und hell fließen; aber jenes, das er durch eigne Vernunft und Gewissen zu uns spricht, ist die Quelle, aus der sie schöpften. Sie konnten uns belehren, weil sie erst sich aus sich selbst belehrten; sie konnten uns, was gut oder böse, belohnungs- oder strafwürdig sey, sagen, weil sie erst

auf das merkten, was ihnen hierinn ihr eigen Gewissen und ihre Vernunft sagte. Aus dieser Quelle nahmen sie her, auf diese Quelle deuten sie hin. Sie wollen nicht nur, daß wir ihrer Lehre darum beystimmen und gehorchen, weil sie so sagten, sondern daß wir die Wahrheit und Richtigkeit ihrer Aussage in uns aufsuchen, und sie darum aufnehmen und befolgen, weil wir es in uns selbst so finden. Wir sollen nicht nur ihnen und an sie, wir sollen auch uns und an uns glauben. Wir sollen nicht nur auf sie und ihre Stimme, wir sollen auch auf uns und die Stimme unsers Gewissens und unsrer Vernunft merken, nicht blos nach fremder Anweisung, sondern auch aus eigner Ueberzeugung glauben und handeln.

Je besser und weiser der Lehrer, um so mehr ists sein Absicht und sein Wille, nicht nur unsre Vernunft zu erleuchten, sondern sie auch zum Selbstdenken und Selbsterleuchtung zu wecken; uns nicht nur sein Wasser aus der Quelle zu reichen, sondern uns selbst an die Quelle, aus der ers holte, zu führen. *

Diese

* Es ist hier, wie es in einer philosophischen Schrift seyn muß, immer nur die Rede von dem, was über

unsre

Diese Quelle ist, wie gesagt, das Licht unsrer Vernunft, und die Stimme unsers Gewissens. Diese giebt uns jene heilsame, lautre und reine Wahrheiten, auf die wir allein unsre wahre Größe durch Tugend und Gerechtigkeit, unsre Hoffnung von Seligkeit, unsre Ruhe und Zufriedenheit mit uns, unsre Sicherheit und unser Glück in einzelnen Familien und im ganzen Staate, das Reich der Welt und das Reich Gottes gründen mögen. Vernunft und Gewissen, die uns unsre Pflichten erfüllen, und die Rechte aller Menschen achten lehrt, weiset uns die Grundlage an, auf die wir unser Innres gut ordnen, unsre Familie und unsre Wirthschaft weise handhaben, eine rechtliche bürgerliche Verfassung, ein beglückendes Reich der Welt errichten, und selbst das Reich Gottes, das Reich der Guten und Seligen für dieses und jenes Leben herbeyführen können.

Man hat gesagt: „Das Reich Gottes ist inner euch;“ da, in seiner gebesserten Seele muß es jeder errichten helfen. Man kann auch sagen: „Das

unsre Pflichten und Rechte in diesem, und unsre Hoffnungen für ein künftiges Leben aus natürlichem Vernunftlichte erkannt werden mag.

„Das Wort Gottes ist inner euch." Vernunft und Gewissen, durch die uns Gott wollen, handeln und hoffen lehrt, ist der gebiethende, der sprechende, richtende, der mit Zutrauen belebende Gott im Menschen. Dadurch wohnt er im Menschen, hat Menschengestalt angenommen; Gott ist Mensch, und sein Wort ist Fleisch geworden.

Wer sich aus diesem Worte Gottes belehrt, den wird kein falscher Prophet täuschen, sollte er auch Wunderdinge thun, und seine Lehre noch so feyerlich Gottes Wort nennen. Was mit dem klaren Ausspruche unserer Vernunft und unsers Gewissens, mit diesem Wort Gottes streitet, ist nicht aus Gott.

Laßt den Pharisäer es noch so laut im Namen Gottes als Gottes Geboth ausrufen: „So oft müßt ihr euch waschen, nur so oft salben oder nicht salben; so am Sabbathe von aller Arbeit, und auch von aller Kranken- und Menschenhülfe, die Arbeit ist, ruhen; so euch von allem freundlichen Umgange mit Zöllnern, Heiden und Unglaubigen rein erhalten; so und so euch gebärden und kleiden, und diese und jene Ceremonie von außen machen — nur so könnt ihr Gott dienen,

und Gott gefallen." — So mag er sagen, aber keinen Beyfall finden. Denn Gott, der durch unsre Vernunft und unser Gewissen spricht, sagt anders: „Ich will Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe, und nur dadurch kann man mir einen Dienst thun, daß man so meinen Willen thut."

Man hat nicht immer gute und weise Lehrer an der Hand, die man hören kann. Aber der Lehrer, der in uns, der unsre eigne Vernunft und unser Gewissen ist, bleibt immer ein guter und wahrhafter Lehrer, und mangelt uns nie. Wir können ihn hören, so oft wirs bedürfen, und so oft wir wollen.

Es giebt eine Bibel, eine heilige Schrift, ein Evangelium, darinn man uns Gottes Gesetz und Gottes Wort gedruckt und geschrieben ankündigt. Doch giebt es viele, die Druck und Schrift nicht lesen können. Aber Gottes Wort und Gesetz, das in unser Herz geschrieben ist, kann jeder und immer lesen.

Manche verstehen nicht immer, was sie hören oder lesen. Es fehlt ihnen am Vermögen, selbst den wahren Sinn zu finden, und an Aus-

 legern,

legern, die ihn richtig deuten. Aber was Gott durch unsre Vernunft spricht, was er in unser Herz und Gewissen schrieb, ist so klar gesagt, und so deutlich geschrieben, daß es jeder verstehen muß, und keines Auslegers und keiner Auslegung bedarf. Hier darf man nicht fremde todte Sprachen, nicht alte Gewohnheiten und Gebräuche der Völker studieren, hier ist keine Gelehrsamkeit und keine Auslegungskunst nöthig, um das Dunkle hell und klar zu machen; nur unsre Neigung muß oft alle Sophistenkünste anwenden, um das Helle und Klare, weil es ihr nicht behagt, zu verdunkeln.

Jeder Lehrer, der jetzt zu uns spricht, kann nur in einer Sprache reden; jedes Buch, das jetzt vor uns liegt, ist nur in einer Sprache geschrieben. Wer verstehen will, was er hört oder liest, muß die Sprache verstehen, in der jener spricht, und dieses schreibt. Aber was Gott durch unsre Vernunft sagt, und in unser Herz schrieb, hören und lesen, und verstehen alle Nationen von allen Sprachen, und jeder in seiner Sprache und seiner Mundart. Hier ist ein ähnliches Wunder, wie dort war, wo es hieß: „Wie hören wir sie denn, Parther und Meder, Elamiter und Einwohner von Mesopotamien, von Judäa und Kappadocien,

padocien, von Pontus und Asien, von Phrygien und Pamphylien, von Aegypten und den Gegenden Libyens um Cyrene, römische Fremdlinge, Juden und Judengenossen, Creter und Araber. * — Ja, könnte man hier beysetzen — Wie hören wir sie denn, alle Völker vom Aufgange bis zum Niedergange, jedes in seiner Sprache und seiner Mundart? — Wahrlich, das ist Gottes Sprache und Gottes Wort!"

Wenn Menschen ein Wort Gottes von außen herein aufnehmen, von andern hören, oder in Büchern lesen; so bleiben sie so gerne am Worte und Buchstaben hangen, ohne in den Geist zu dringen. Aber dasjenige, das man in sich wahrnimmt, im Ausspruche seiner Vernunft hört, im Buche und Gesetze seines Herzens liest, das ist nirgend blos Wort und Buchstabe, sondern überall Geist und Leben. Ja, nur dadurch, daß man in seinen Geist eindringt, wird es uns möglich, bey den Lehrvorträgen der Weisen durch ihre Worte in ihren Geist und ihre Seele zu schauen.

Wahr-

* Apostelgeschichte 2, 8 — 12.

Wahrheit und Gottes Wort soll uns frey machen. Aber wie oft misbrauchte man jenes Gottes Wort, das von außen in uns kömmt, zum Vorwande, um den Menschen mit der größten aller Tyranneyen zu drücken, und mit der schändlichsten aller Sklavereyen zu belegen. Man konnte ihm das Göttlichste, das in ihm ist, seine Vernunft, dieses Auge des Geistes, nicht rauben, aber man verboth ihm unter zeitlich und ewiger Strafe, damit zu sehen: verboth ihm, so zu denken, wie ers sah, so zu reden, wie er dachte; befahl ihm, zu glauben, was er nicht denken, und zu bekennen, was er nicht glauben konnte. Man band ihm, nicht Händ' und Füße, sondern seine Vernunft, und warf ihn in die äußerste Finsterniß.

Wenn man dagegen auf jene innere Stimme des Gewissens merkt, durch die uns Gott sein Gesetz, und mit diesem sich und das ewige Leben offenbart, ist hier auch zu fürchten, daß man seiner Vernunft das Sehen verbiethe, das Unvernünftige aufbürde, daß man sie blende und binde? — O nein! Hier ists ja eben, wo man sich lediglich an seine Vernunft wendet, nur sie hören, und in ihr Gottes Willen vernehmen, nur durch sie sehen, und in ihrem Lichte wandeln, nur ihrem

ihrem wahren Zeugnisse glauben, und ihrem heiligen Gesetze gehorchen will.

Ueber das Wort Gottes, das uns andere überall auf Erde predigten, oder dafür ausgaben, wie viel Zwiespalt der Meynungen, wie viel Trennung in Sekten und Kirchen; wie viel gegenseitiges Hassen, Verfolgen und Verdammen; wie viel grübelnder, Zeit- und Kopf-verderbender polemischer Wust; wie viel Feder- und Schwertkrieg, Mord und Todschlag? — Aber über das Gottes Wort, das uns unsre eigne Vernunft, und unser Gewissen predigt, ist hier auch Zwiespalt, Streit und Krieg? Hier spricht nur eine Stimme, die Gottes- und Menschenliebe befiehlt, und gerechte Vergeltung nach unsern Werken verheißt; hier ist nur eine Gemeinde, eine allgemeine, alle im Vernunftgebrauche stehende Nationen befassende Kirche, die sich zu dieser Lehre bekennt — Ein Hirt, ein Schafstall, und eine Heerde.

Es traten unter allerley Nationen Männer auf, die sich als Gesandte Gottes ankündigten, und Glauben an ihr Wort, als an Gottes Wort foderten. Wie viele konnten ihre Vollmacht lesen? Wie viele aus Siegel und Unterschrift (aus Zeichen, Wunderdingen ꝛc.) sie als eine Vollmacht aus dem Himmel erkennen? Wie viele

sich überall vor Betrug, Täuschung und Ueberraschung bewahren? — Aber wenn unsre Vernunft und Gewissen spricht: „Du sollst dankbar, gerecht und gut seyn, und Gott wird auch gerecht und gut gegen dich seyn.“ Hat hier ein Zweifel statt, ob dieß Gottes Wille und Stimme sey? Kann man hier der Vernunft gleichsam ins Angesicht sagen: „Du lügst, es ist gleichviel, ob man dankbar oder undankbar, gerecht oder ungerecht, gut oder lieblos sey; das Eine ist so gut und böse, so schändlich und löblich, so straf- und belohnungswürdig, Gott so gefällig und misfällig, als das andre?“ Oder braucht man etwa seiner Vernunft die Vollmacht abzufodern, aus der sie spricht, und aus einer Bibliothek von Büchern herauszustudieren, ob sie ächt sey? Sie beweiset ihre Vollmacht durch die That. Sie sagt schlechtweg: „Das sollst du, und das sollst du nicht.“ — Und du kannst nicht läugnen, daß du sollst; kannst durch nichts in der Welt dieß sollen ersticken, und schweigen machen, das in dir liegt, und in dir tönt. Auch von diesem Lehrer, deiner Vernunft und deinem Gewissen, mag es heißen, wie von jenem: „Und sie staunten über seine Lehre. Denn er lehrte nicht, wie ihre Schriftweisen, sondern wie einer, der Macht hatte.“

Will man prüfen, was andere lehren; so hält mans mit dem zusammen, was uns unsre Vernunft lehrt. Jedes äußere Wort, wenn es ein Wort Gottes seyn soll, muß sich als solches heilig durch den Ausspruch des innern, durch den Beyfall unsers Gewissens und unsrer Vernunft darstellen. Dieß Innere, das unmittelbar aus dem denkenden Geiste stammt, ist an und durch sich selbst gerechtfertigt; jedes andere muß sich an ihm rechtfertigen lassen. Selbst wenn ein Gesandter vom Himmel kömmt, muß er sich vor allem durch die Einstimmung seiner Lehre mit unserm natürlichen Vernunft- und Sittengesetze als solchen zeigen; sonst wird er für keinen auf Erde erkannt.

Ferne sey von uns, hiedurch die Wohlthat Gottes, wenn sie uns Weise und Lehrer vom Himmel sendet, herabzusetzen; nur sollen wir nie den Lehrer, der in uns selbst ist, hintansetzen.

Der Mensch ergießt sich nur gar zu gerne aufs Aeußere um sich herum; es ist also gut, ihn zu mahnen, daß er auch schaue in sein Inners, in sich hinein. — Der Mensch scheut oft alle Mühe, selbst zu denken, und sich selbst zu belehren; immer sollen andere für ihn denken, und andere ihn belehren: Es ist also gut, ihn zu

wecken,

wecken, daß er nicht zu träge sey, seinen Unterricht aus sich selbst, aus seiner Vernunft und seinem Gewissen zu holen. Hier findet er Gott und sein heiliges Gesetz, Gottes Wort und seine heilige Schrift.

Hat ers dahin gebracht, dieß in seinem Innern zu kennen, so trete er nun aus sich heraus, um seine Kenntniß auch durch das Anschauen der ganzen Natur zu beleben.

Himmel und Erde ist auch ein Buch, in dem er lesen, alle sichtbaren Dinge sind auch Prediger, die er hören, in jedem begegnet ihm Gott, seine Macht, Güte und Weisheit, die er schauen kann.

Wie groß und mächtig, wie wohlthätig und weise ist Gott? Dieß sagt am Tage die Sonne, und des Nachts alle Sterne; dieß steht am Firmamente des Himmes und im Abgrunde des Meeres geschrieben. Der Elephant und der Wurm, die Eiche und der Grashalm, das Feuer und das Wasser, die Luft und die Erde, das Thier und der Mensch — Die Einrichtung und Eigenheit jedes Einzelnen, der Zusammenhang unter allen, die Ordnung seit Jahrtausenden —

alles zeigt uns einen Gott, dessen Größe, Güte und Weisheit, die er auch außer uns darstellt, wir anbethen; dessen Gesetz, das er ins Herz schrieb, wir verehren, dessen heiligen Willen wir thun, und seine gerechte Vergeltung erwarten sollen.

Hier kömmt also dem Menschen auch ein Wort Gottes vom Himmel herab, und aus der Tiefe herauf. Hier liegt vor ihm auch ein Buch aufgeschlagen, von Ost bis West, und von Nord bis Süd. Auch dieses Wort kann er hören, auch in diesem Buche lesen, zu allen Zeiten, wann er will, und beydes verstehen, ohne daß er eines langen Studiums, und einer gelehrten Auslegung bedarf. Noch spricht auch dieses Wort und dieses Buch laut und vernehmlich zu allen Nationen von allerley Sprachen, und zu jeder derselben in seiner Sprache. Jeder Mensch braucht nur gesunde Augen zum Schauen, und gemeinen Verstand zum Denken, und er nimmt den großen, guten und weisen Vater, Gott, in allem Sichtbaren wahr; in der ziehenden Wolke, und in dem fliegenden Vogel, im fruchtbaren Regen und im fischreichen Gewässer; im Hausviehe, das ihn nährt, und im Pferde, das ihm arbeitet; im Saamenkorn, das er auswirft, und in der Frucht der Felder, Gärten und Bäume, die er gewinnt.

Doch! tönt, was Gott durch seine Natur spricht, nicht immer lieblich, sondern nicht selten auch schrecklich. Es begegnen uns nicht überall Dinge, die uns zum erfreulichen Schauen und Genießen, zur Nahrung und Vergnügung für Geist und Körper wohlthätig dienen, sondern auch solche, die Glück, Freude und Leben zerstören. Giftige Dünste, Pflanzen und Insekten; wilde und reißende Thiere; verwüstende Feldmäuse; versengende Hitze; Hagelschlag und Miswachs; ansteckende Krankheiten, verderbliche Viehseuche; ein austretender Strom; ein niederstürzender Wolkenbruch; ein feuerspeyender Berg; eine sich losreißende Schneelauine, ein brausender Wind- oder Meeressturm, ein zündender Blitz; ein verschlingendes Erdbeben. — — O wie reich ist nicht nur an Freude und Leben, sondern auch Schmerz und Tode — wie nicht nur wohlthätig- sondern auch wie schrecklich-groß ist die Natur! Wie klein und schwach bin ich! Was kann ich mit meiner Zwergenkraft gegen sie, wenn sie mit ihrer zermalmenden Riesenstärke wider mich ist? Sie kann mich viele Jahre erhalten, sie kann mich alle Augenblicke tödten, und sie wird mich endlich, wie alles Lebende, verschlingen.

Dieß ist ein Anblick, der niederschlägt; wo finde ich einen, der wieder hebt und aufrichtet?

Ich

Ich muß meine Augen von Außen abkehren, und abermals in mich hineinwenden. Spricht Gott durch die äußere Welt manchmal schrecklich, so redet er doch durch sein inneres Wort zu meinem Herzen wieder tröstlich. Wenn die sichtbare Natur so oft zwischen den redlichen Tugendhaften und unredlichen Verbrecher keinen Unterschied macht, sondern für beyde das verschlingende Grab öffnet; so sagt doch eine Stimme in meiner Seele: „Wie ein Unterschied zwischen Tugend und Laster ist, so muß auch einer zwischen dem Tugend- und Lasterhaften seyn. Es kann, wenn man stirbt, nicht gleichviel gelten, ob man gut oder schlecht gelebt. Die Vernunft findet überall Anstoß, Chaos und Widerspruch, wenn der Mensch ein strenges und ins Herz geschriebnes Gesetz hat, sich immer mehr der Heiligkeit zu nähern, sich immer werther der Belohnung und Glückseligkeit zu machen, und wenn doch alle seine redlichen Bemühungen auf einmal abgebrochen werden, und ohne sichern Erfolg von angemeßner Belohnung und Glückseligkeit bleiben. Aber es löset sich für uns alles in die schönste Harmonie auf, wenn auch übers Grab hinaus jedem zu Theil wird, was ihm gebührt, dem Guten Gutes, dem Bösen Uebels; wenn unser moralisches Leben des Geistes noch fortwährt, da unser sinnlich und leib-

leibliches aufhört; wenn ein Gott ist, der jedem, so wie er lebt, auch nach dem Maaße seiner guten oder bösen Werke vergilt."

So mag dann die Natur mit ihrer zerstörenden Kraft das Todesurtheil über mich aussprechen: „Du mußt sterben." Die Stimme Gottes sagt in mir: „Du wirst ewig leben." Jene mag sagen: „Du bist ein schwaches, sinnliches Wesen, und mußt dich als solches unter meine Macht, wie jedes andre Thier und Insekt beugen." — Diese spricht: „Du bist ein erhabenes, sittliches Wesen, kannst dir als solches durch sittliches Wohlverhalten einen Werth geben, den alle leblose Dinge und lebende Thiere der Natur nicht haben; kannst dir dadurch einen Tempel von Tugend und Seligkeit aufführen, den alle ihre Kräfte nicht zerstören."

Gestärkt durch diese innere Stimme, durch dieses innere Wort Gottes kehre ich nun abermal zum Aeußern heraus, das Gott in der ganzen Natur spricht. Gut, weise und mächtig kann er sich mir dadurch zeigen, aber nimmermehr schrecklich. Ich bin als freyes, sittliches Wesen über seine ganze übrige sichtbare Natur erhaben, und werde auf ihn vertrauen. — Werde im Buche

meines

meines Gewissens sein Wort lesen, wornach ich handeln soll, und worauf ich hoffen darf; werde ihn selbst gleichsam lebendig in der ganzen Natur schauen; schauen, wie groß und mächtig, gut und weise derjenige ist, der von mir ein sittlichgutes Leben verlangt, und ein ewig in Tugend und Seligkeit fortschreitendes erhält.

So schauet dann ihr Menschen gerne in euch, in euer Herz und Gewissen, in eure Vernunft und Seele hinein; schauet gerne und nachdenkend in der ganzen Natur herum; hört überall, was Gott von Innen und von Außen zu euch spricht; was durch ihn in eurem Herzen, und in der ganzen sichtbaren Welt zu eurem Unterrichte geschrieben steht. Haltet euch an dieses doppelte Wort Gottes, an diese doppelte heilige Schrift Gottes — dann erst kömmt das Reich Gottes — Ein Reich und ein bürgerlicher Staat der Gerechten, eine Kirche und ein sittlicher Staat der Guten — ein glückliches Reich von dieser und jener Welt.

V.

Von der Tugend nach Weißens Grundsätzen* mit Bemerkungen darüber.

„Sich einen deutlichen Begriff von dem, was eigentlich Tugend sey, zu machen, dieß ist das wichtigste Geschäft der Philosophie. Ohne diese Grundlage wankt ihr ganzes Gebäude: man führt statt der wahren eingebildete Pflichten auf, und wird böse, indem man gut seyn will."

„Die Tugend kann nur Uebung des Guten seyn;"

„Das Gute nur, was zum größern Gemeinbesten beyträgt;"

„Tu-

* Principes philosophiques, politiques, & moraux par le Major Weiss.

„Tugend ist also jede Neigung der Seele, die auf mehr allgemeine Glückseligkeit hinzielt.“

Auf gleiche Weise

„Ist das Laster nur Vollbringung des Bösen;“

„Das Böse nur, was dem größern gemeinen Besten schadet;“

„Laster ist also jede Neigung, die auf den Umsturz der allgemeinen Glückseligkeit ausgeht.“

„Wir sagen mehr allgemeine Glückseligkeit, oder das größere Gemeinbeste, weil das Kleine dem Großen weichen muß, und weil eben dasselbe, was einem Theile nützlich ist, fürs Ganze schädlich seyn mag.“

„Wir sagen Hang der Seele, Neigung (nicht Handlung) Denn es kömmt hier auf den innern Beweggrund an, der uns leitet, und der über den Werth unsrer Handlungen entscheidet, indem diese nützlich seyn können, ohne tugendhaft zu seyn. Denn wenn man bey der Absicht Böses zu thun, gleichwohl, etwa aus Unwissenhet,

Gutes hervorbrächte, so würde man darum um nichts weniger böse seyn."

„Auch nur **Verlangen**, **Wollen**, wenn es ein festes entschloßnes Verlangen und Wollen ist, gilt beynahe so viel, als **Handeln**. Sich nicht rächen, weil uns Mittel und Gelegenheit fehlt, oder ein Nachtheil droht; andere nicht unterdrücken, weil es uns an Macht gebricht, dieß kann uns nicht als ein persönliches Verdienst angerechnet werden. Denn die Unterlassung des Bösen wird hier nicht von uns, sondern von äußern Umständen und vom Zufalle bewirkt. — Eben so ist eine gute Absicht und ein aufrichtiges Verlangen, etwas Gutes auszuführen, wenns auch nicht zu Stande kömmt, dort allemal eine Tugend, wo die Ausführung nicht durchaus, sondern einzig durch einen Zufall unterblieben ist; denn wir können nur für unser **Wollen** verantwortlich seyn.

„Noch ists sehr wichtig, auch den Begriff vom Gemeinbesten, das aus der größten Anzahl desjenigen, was man das einzelne oder besondere Beste nennt, zusammengesetzt ist, genau zu bestimmen. Der Mißbrauch dieses Wortes ist nur gar zu gewöhnlich, und indem man von einer ganzen Gemeinde oder einem Volke, und der

Gemeind-

Gemeind- oder Volksglückseligkeit erst eine Person, dann eine Klasse, und dann wieder eine ausschließt, so kömmt man am Ende dahin, daß von einem Gemeinbesten nichts mehr übrig bleibt. — Auch nur Einem ohne Noth schaden, um Vielen zu nützen, heißt, den ganzen Staat beleidigen; und wieder einem Einzigen auf Unkosten des größern Theiles dienen, ist nicht Tugend, sondern Verbrechen."

„Wir wollen setzen, du stellest zu einem öffentlichen Amte einen hiezu unfähigen Menschen auf; da bist du wohlthätig gegen ihn, aber nicht gegen die Gesellschaft. Du raubst ihr, was ihr das Köstlichste ist, eine gute Verwaltung, und machst dich zum Mitschuldigen von allen den Ungerechtigkeiten, die dein Günstling aus Unwissenheit oder aus Niederträchtigkeit begehen wird."

„Es giebt überall keine andere philosophische Vorschrift, die durchaus für jeden Umstand passend wäre, als diese: Man soll immer auf eine Weise handeln, die mit dem größern allgemeinen Vortheile übereinstimmt. Dieß ist die einzige Maxime, die keine Ausnahme zuläßt; sie ist hinreichend, einen aufgeklärten Menschen überall sicher zu leiten; alle übrigen Vorschriften sind nur

Folgerungen aus dieser. — Man kann sie den Grundsatz aller Grundsätze nennen, den Probierstein des sittlichen Werthes. Aber so einfach sie auch scheint, so fodert doch ihre durchgängigrichtige Anwendung keine gemeine Kenntnisse. Der gemeine Schlag von Menschen muß es also der höchsten Gewalt, oder den Einsichten der aufgeklärtesten Philosophen überlassen, die darunter befangenen Gegenstände zu bestimmen. Er muß bedenken, daß, obgleich diese Regel unveränderlich dieselbe bleibt, und unbedingt befiehlt, die daraus hergeleiteten Gebothe sich gleichwohl, je nach dem Verhältnisse zum Gemeinbesten, ändern können, weil eben dasselbe, was zu einer Zeit nothwendig ist, zu einer andern schädlich wird, und weil verschiedne Wege zu eben demselben Ziele führen können."

Dieß wäre also nach **Weiß** die Bestimmung der Tugend, das Erste und Wichtigste, was die Philosophie zu leisten hat, dieß die Grundlage, auf die sie ihr Gebäude aufführen muß, wenn es nicht wanken soll. Indessen so sehr ich seine philosophierende Schriften, aus denen obiger Artikel entlehnt ist, schätze, so viele brauchbare und gutgesagte

gesagte Wahrheiten ich darinn auch finde; so ist doch gerade diese Grundlage dasjenige, was mir am wenigsten genüget. Bey aller Bemühung, beynahe jedes Wort genau zu bestimmen, zeigt sich gleichwohl sehr viel Unbestimmtes; bey aller Anstrengung einen festen, unerschütterlichen Grund zu legen, doch sehr viel Schwankendes.

Daß aus allen Gegenständen der Philosophie der eigentlich praktische Theil derselben, die Moral, bey weitem der wichtigste sey; daß dieser nur auf eine helle und deutliche Einsicht, was wahre Tugend sey, sich gründen lasse; darinn bin ich mit dem Verfasser vollkommen einig. Aber, um zu dieser Einsicht zu gelangen, muß man vielleicht noch etwas tiefer, als er, forschen.

Zwar giebt es manche, selbst unter der mehr cultivirten und aufgeklärten Classe der Menschen, die es sogleich aneckelt, wenn man nur vom tiefern Forschen ein Wörtchen entfallen läßt. „Ich will nichts Gelehrtes — rufen sie — es muß alles ganz klar, offen und gemeinverständlich da liegen.“ — Nun kann man zwar in Dingen, die das Moralische betreffen, sich meinetwegen ganz wohl mit dem gemeinen gesunden Verstande, und seinen Aussprüchen begnügen. Wenn

man sich nur nicht selbsten täuschen, nicht manchmal, daß dieß oder jenes erlaubt seyn möge, blos zu Gunsten seiner Neigungen wünschen, und sich überreden will; so wird uns in den gewöhnlich alltäglichen, ja auch wohl in besondern nicht allzuverwickelten Fällen die gemeine Vernunft, bey einig erworbnen Gebrauch derselben, selten verkennen lassen, was gut oder böse, Tugend oder Laster sey. Nur muß man dann auch Verzicht darauf thun, je deutlich zu erkennen, oder darüber sprechen zu wollen, worinn das Gute und Böse, Tugend und Laster überhaupt bestehe. Wer dieß will, kann sich nicht entnehmen, sich zur genauern Nachforschung, zum eignen Nachdenken etwas mehr anzustrengen. Er darf die Bemühungen derjenigen, die dieß thun, nicht mit dem Machtspruche abweisen: „Das ist zu gelehrt!“ Denn eigentlich möchte dieß — wenigstens bey Schriften, die nicht in schulmäßiger strenger Ordnung und Terminologie, sondern im freyen, für jeden etwas aufgeklärten Menschen an sich verständlichem Tone abgefaßt sind — nicht viel anders, als so heißen: „Ich will mir keine Mühe geben, weiter zu kommen, als ich bin, und erst mit neuer Anstrengung mehr kennen zu lernen, als ich weis. Andere mögen sich anstrengen, es mir so vorzukäuen, daß ich es nur hinabschlin-

abschlingen darf. Können sie mirs nicht so bequem und von selbst einleuchtend durch ihre darauf gewandte Mühe machen, daß es mich ganz und gar keine eigne kostet; so sage ich: das ist zu gelehrt, und ich will nichts Gelehrtes." Dagegen werden andere billiger und weiser Denkende sagen: „Manches, was mir vorhin zu hoch und zu gelehrt schien, ist mir nachher durch fremden Unterricht und eignes Nachdenken ganz verständlich, gemein und geläufig geworden; und so, wenn ich nie bey der erworbnen Einsicht bleibe, die ich habe, sondern immer fortschreite, und neue und mehr deutliche zu erwerben suche, so wird mir auch künftig manches ganz faßlich und gemeinverständlich vorkommen, was mir jetzt noch zu hoch und zu gelehrt zu seyn dünkt. Dieß soll nun vorzüglich der Fall bey moralischen Gegenständen seyn. Denn diese liegen auch jeder gemeinen Vernunft so nahe, daß man hierinn leicht immer weiter an Einsicht vorschreiten kann, und sind so wichtig, daß man vorzüglich hierinn vorschreiten soll."

Mit dieser Klasse von Lesern wollen wir nun einige Bemerkungen über die Erklärung anstellen, die uns Herr Weiß von der Tugend macht, und sehen, ob wir ihre wahre Gestalt nicht besser und

deutlicher kennen mögen, als er sie zu kennen giebt.

Weiß nennt die Tugend eine Neigung, einen Hang der Seele. Er hat aber nachher, was ihm anfangs eine Neigung und ein Hang war, auch ein Verlangen und Wollen genannt. Neigung, Hang wird viel gewöhnlicher, und auch die Deutlichkeit zu behaupten, und Sprach- und Sinnesverwirrung zu verhüten, viel schicklicher von jenem unwillkührlichen Begehren gebraucht, wobey sich der Mensch mehr leidend verhält, da doch bey der Tugend freyes eignes, thätiges Wollen seyn muß. Neigung Hang (z. B. zum Angenehmen) kömmt ja auch den Thieren zu, aber nie Tugend; und will man einen Menschen tadeln, so sagt man: „Er handelt überall nach Neigung und Hang, und nirgend nach Grundsätzen der Vernunft.“ Tugend und Neigung wird nur gar zu oft einander entgegengesetzt, und man fodert vom Tugendhaften, daß er der Tugend jedes Opfer bringen, und Neigung und Hang überwinden solle. Um also durch unrichtige, oder doppelsinnige Ausdrücke nicht Verwirrung zu stiften, um bey der Bestimmung der Tugend, an deren Richtigkeit so viel gelegen ist,

aufs

aufs bestimmteste zu reden, muß man nicht eben das Neigung und Hang nennen, was doch über Neigung und Hang herrschen soll. Es ist in uns ein doppeltes Begehren, das unfreywillige, da man den Kelch des Leidens wegwünscht, und das freywillige, da man ihn, wenn es so Gottes Wille ist, zu trinken sich entschließt. Dieß beyde ist vereint in der Aeußerung: „Mir geschehe nicht, wie ich, sondern wie du willst.“ Welches gerade so viel heißt, als: Ich will nicht das, was ich will — Ich nämlich (nach meinem vernünftig-tugendhaften Entschluß) will nun nicht mehr das, was ich (nach meiner sinnlich natürlichen Neigung) verlange. — Da nun so im Menschen ein zweyfaches, ganz von einander unterschiednes Begehren ist, das freye und das unfreye, so ist es zur Behauptung der Deutlichkeit so dienlich als nöthig, dasselbe auch mit einem zweyfachen, ihrem Sinne nach eben so verschiednen Ausdrucke zu bezeichnen, und das unfreye Begehren aus einer Neigung, das freye aber aus dem eigentlichen Wollen und Entschlusse herzuleiten. So wenig sich diese doppelte Art des Begehrens miteinander vermengen, oder die eine für die andere setzen läßt, eben so wenig soll der doppelte für sie bestimmte Ausdruck miteinander vermengt, oder der eine für den andern gesetzt werden — das

heißt:

heißt: Tugend und Neigung sollen in ihrer Bedeutung ganz verschieden bleiben, und wenn diese sich auf das bezieht, was man unfreywillig verlangt, so gehört jene allem dem an, wozu man sich, auch oft gegen seine Neigung, freywillig entschließt. Tugend wird uns also nicht Neigung und Hang, sondern der freye, ernste Entschluß (das freye, ernste Wollen) und das daraus folgende ernste, thätige Bestreben seyn, immer das zu thun, was gut und recht ist.

Es ist zum Theile schon von unserm Verfasser sehr richtig bemerkt worden, daß die Tugend eigentlich in diesem innern freyen und ernsten Wollen bestehe, wenn gleich von dem, was man will, aus Mangel an Kraft oder Gelegenheit, oder aus was immer für einem nicht in unserer Macht stehenden Zufalle nichts zu Stande kommen soll. Schon das ernste Wollen, wenn es auch unter solchen Umständen allein bleiben müßte, gilt so viel, als das Handeln und Bewirken: dagegen aber das Handeln und Bewirken gilt für sich allein nie so viel, als dieß ernste Wollen. Dein Streben und dein Zustandebringen hat nur so weit einen Werth, als es aus deinem Wollen abstammt, als du das Gute, darum

um zu bewirken strebst, weil du eben dasselbe, und nicht etwa etwas anders hiedurch erreichen willst. Wer sich zur Unterstützung eines Armen entschließt, als zu etwas, das gut und recht ist, der handelt schön und nach Tugend: wer sich dagegen dazu entschließt, als zu einem Mittel, sich angenehmes Lob zu erwerben, oder den Unterstützten durch seine Wohlthat zu irgend einer bösen Handlung zu erkaufen, der handelt schlecht und strafwürdig, weil er nach Neigung handelt; handelt, nicht weil er das Gute zu Stand bringen, sondern irgend eine ungute oder niedrige Absicht erreichen will. Immer muß bey der Tugend das Erste seyn, daß ich das Gute thun wolle, und dann darum zum Handeln mich anstrenge, weil ich es thun will. Der innere Beweggrund, wie es in obiger Stelle mit Recht heißt, ist es eigentlich, auf den es hier ankömmt, und der über den sittlichen Werth unserer Handlung entscheidet. Immer muß das, was gut und recht ist, der Gegenstand und der Beweggrund unsers Wollens, wie unsers Strebens seyn, das aus diesem Wollen hervorgeht.

Aber wenn Tugend das freye ernste Wollen, der freye, feste Entschluß, und das daraus folgende

gende Bestreben ist, zu thun, was gut und recht ist; so bleibt immer noch die Frage: „Was ist dann gut?“ — „Gut ist — sagt unser Verfasser — was zum größern Gemeinbesten, zur größern allgemeinen Glückseligkeit beyträgt.“

Man redet hier von einem größern und kleinern Gemeinbesten, von einer mehr- und minderallgemeinen Wohlfahrt, weil man nicht finden kann, daß unsre tugendhaften Handlungen geschickt wären, das Glück aller Menschen, nach einer völligen und strenge genommenen Allgemeinheit, zu stiften. Wie selten kann der Tugendhafte den einen Theil erfreuen, ohne einen andern zu vernachläßigen? Dem einen nützlich, ohne dem andern schädlich zu seyn? Wie selten fremdes Unglück entfernen, und Glück stiften, ohne an seinem eignen zu leiden? Da muß nun, wie es heißt, das Kleine dem Großen weichen — Und dieß soll nun die höchste, die einzige philosophische Regel seyn, die ohne alle Ausnahme überall und ewig gilt. Gleichwohl scheint der Verfasser gleich selbst eine zu machen, indem er will, daß man auch nicht einem Einzigen ohne Noth schaden dürfe, um Vielen zu nützen. Und warum denn nicht, wenn man einmal seine Erklärung von Tugend gelten läßt? Muß dann hier

nicht

nicht auch das etwa kleine Uebel eines Einzigen dem großen Gute von vielen Tausenden weichen, das hieraus entspringt? Er sagt zwar, auch nur Einem ohne Noth schaden, um Vielen zu nützen, dieß heiße den ganzen Staat beleidigen. So wie die Sache da liegt, finde ich das nicht, und eine weitere Erklärung darüber, deren sie doch gar wohl bedürfte, hat der Verfasser auch nicht gegeben. Wie soll man denn dadurch den ganzen Staat beleidigen, da man doch nur einen beleidigt, und dem größern, oder gar dem ganzen übrigen Theile des Staates nützt? Was ist einer gegen alle Uebrige? Wie kann der etwa sehr erträgliche Schaden eines Einzelnen den vielleicht überausgroßen Vortheil vieler Tausende aufwiegen? — Er sagt uns zwar, daß es ganz vorzüglich wichtig sey, einen richtigen Begriff vom Gemeinbesten aufzufassen, weil sonst ein großer Mißbrauch von diesem Worte zu befürchten, und dieser wirklich sehr gewöhnlich sey. Da man sich nun aber um diesen richtigen Begriff in seiner Schrift umsieht, findet man ihn nirgends. Wohl giebt er ein obgleich, wie uns dünkt, gar nicht passendes Beyspiel dieses Mißbrauches, aber durchaus keine Regel an, ihn zu verhüten. — Am Ende gesteht er selbst, daß seine vorhin so hochgepriesne Regel, so einfach sie auch dem

ersten Anblicke nach scheine, doch für den größten Theil der Menschen wenig Brauchbarkeit in der Anwendung und in Praxi habe: nur die Aufgeklärten können sie leiten; nur die erleuchtesten Philosophen und Regierungen könnten die unter dieser allgemeinen Regel befangenen Gegenstände und besondere Fälle bestimmen; der übrige Schlag der Menschen, wahrlich kein kleiner und kein durchaus so verächtlicher Theil, müße diese Bestimmung von ihnen abwarten.

Da hätten wir also auch eine Moral, auf menschliche Authorität und blinden Glauben gebaut, zugleich aber die Staats- und Moralgesetze so miteinander vermengt, wie es nicht seyn sollte. Staatsgesetze sind keine sittlichen Tugendgesetze. Der Staat sieht bey seinen Verordnungen ganz nicht auf dein inners Wollen und die Gesinnung, worauf doch nach obigem die Tugend allein beruht; sondern auf dein äußers Thun und die Handlung. Wenn nur diese geschieht, aus was immer für einem Beweggrunde, aus Eigennutz, aus Furcht und Zwang, oder aus freyer Liebe zum Guten und mit frohen Entschlusse; aus einer löblich- oder unlöblichen Absicht — Wenn nur die Handlung geschieht, dann ist der Staat zufrieden; die Gesinnung und der innere Wille des

Men-

Menschen mag dabey gut oder böse, tugend- oder lasterhaft seyn, darum bekümmert sich der Staat nicht weiter, vielmehr legt ers darauf an, seine Foderungen durch eine ganz andere bewegende Kraft, als die freye Liebe zur Tugend ist, nämlich durch Zwang und Furcht der Strafe zu erhalten. Was für Bestimmungen soll also wohl das Volk von der Regierung für seine Tugend erwarten, da sich diese in allem, was sie verordnet, nichts mit der innern Tugendgesinnung, sondern nur mit Durchsetzung der äußern Handlung zu schaffen macht. Daß sich Staatsgesetze auch mit Tugendsinne und aus Tugendliebe vollbringen lassen, daß ein wahrer Verehrer der reinen Tugend sie so vollbringen solle und werde, dieß weis jeder: weis es aber nicht aus irgend einer Verordnung des Staats, sondern aus dem moralischen Pflichtgesetze der Vernunft, das spricht: „Gehorche der rechtmäßigen Obrigkeit, störe nirgends öffentliche Ruhe und Sicherheit, vergreife dich an keines andern Gut und Eigenthume, nicht nur, weil dich die Zuchtruthe und die Furcht des Schwerts dazu treibt, sondern weil dieß auch schon deine eigne Vernunft, und die von ihr als Pflicht anerkannte schuldige Achtung und Liebe des Mitmenschen fodert."

Bedarf der Mensch etwa, um diese und ähnliche Sittengesetze anzuerkennen erst der Nachweisung eines erleuchteten Philosophen? Ists nicht zum voraus in sein Herz geschrieben, daß er gegen Wohlthäter dankbar, gegen Hülfbedürftige wohlthätig, gegen jedermann gerecht sey, jede Beschädigung und Beleidigung des Mitmenschen meide, und jeden so gut, wie sich selbst achte? Wars nicht etwa eben dieses innere jedermann beywohnende Gesetz des Herzens, aus dem der philosophische Verfasser selbst jene zur Verhütung offenbarer Unsittlichkeit gegebne Warnung hernahm, die aus seinem Prinzip nicht floß, „daß man nämlich ohne Noth auch nicht Einem schaden dürfe, wenn man dadurch gleich noch so Vielen nützen könnte?“ — Gewiß, auch der gemeine Mann weis sich in den gewöhnlich vorkommenden, nicht allzuverwickelten Fällen ganz leicht zu bescheiden, was nach dem Vernunft- und Tugendgesetze, nach der Stimme seines Gewissens recht oder unrecht, löblich oder unredlich und schändlich gethan sey. Da nun der Verfasser selbst bekennt, daß aus seinem Prinzip die Entscheidung hierüber nur von erleuchteten Staatsmännern und aufgeklärten Philosophen könne abgegeben werden; so möchte dieses wohl eben darum nicht das rechte Prinzip seyn. Auch wäre

die

die Vorsehung hiebey ziemlich partheyisch zu Werke gegangen, da sie nur den Gelehrten das Vorrecht zugetheilt, aus eigner Einsicht und Ueberzeugung wollen und handeln zu können, alle übrigen aber lediglich aufs Glauben an fremde angewiesen. — Doch laßt uns das gedachte Prinzip noch näher beleuchten.

Wenn von einem obersten Sittenprinzip die Rede ist, so leuchtet bey einigem Nachdenken sogleich jedem ein, daß die darunter begriffnen besondern Pflichten sich in zwey Classen theilen, nämlich: in die Pflichten der **Gerechtigkeit**, und der **Wohlthätigkeit**.

Was nun die Pflichten erster Art, und jene der Gerechtigkeit betrifft, so möchte die Idee des größern Gemeinbestens wohl wenig nöthig oder dienlich seyn, sie zu bestimmen. Nach dieser Idee soll ich das kleinere und größere Gemeinbeste miteinander vergleichen, und nach dem überwiegenden handeln. Aber bey Pflichten der Gerechtigkeit bedarf es überall keines Vergleichens, weil es hier nirgends eine eigentliche Collision, einen Widerstreit zwischen Größerm und Kleinerm giebt.

Man schaue einmal auf das, was man hier zu meiden und zu unterlassen hat; so ists offenbar, daß ich hier jede ungerechte Benachtheiligung und Beleidigung, jeden ungerechten Angriff auf fremdes Leben oder Eigenthum gegen jeden einzelnen so gut als gegen alle meiden kann und soll. Die Gerechtigkeit sagt mir nicht: „Es soll dir nur das grössere Gemeinbeste heilig seyn!" — Nein, sondern vielmehr: „Du sollst das Beste von jedem Einzelnen so sehr, als das Beste von allen heilig achten, darfst jenes so wenig, als dieses verletzen. Wenn auch das Ganze durch ungerechte Behandlung des Einzigen ganz und gar nichts verlöhre, wenn es sogar dadurch vor anderweitiger großer Gefahr oder Ungerechtigkeit könnte bewahrt, wenn es durch Wohlthätigkeit in einem hohen Grade könnte unterstützt oder beglückt werden; dieß noch so große Gemeinbeste berechtigt dich gleichwohl nicht, das Beste eines Einzigen auch nur im gerinigsten zu verletzen. — Ich setze: ein Mann, der eine große Summe Geldes bey dir heimlich für seinen, übrigens sehr dummen und bösartigen, und bereits in so vielem Vermögen, daß er zu leben hat, stehenden Sohn hinterlegt, sterbe dahin: brächtest du diese Summe, von der sonst niemand weis, an dich, so würdest du vielen Mißbrauch, den der dumme

und böse Sohn wahrscheinlich, vielleicht zur Kränkung vieler andern damit machen wird, verhindern; du könntest zum Troste und Heile anderer, zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt überaus viel Gutes stiften, das von jenem dummen und schlechten Menschen gewiß nicht gestiftet wird — darfst du nun fremdes Gut an dich ziehen? Ganz und gar nicht. Und was ist es, das dich zur gewissenhaften Herausgebung desselben an den rechtmäßigen Eigenthümer dringt? Das Gemeinbeste? ganz gewiß nicht; dieß leidet ja im erwähnten Falle vielmehr darunter — Vielleicht und wahrscheinlich leidet auch sogar das besondere Beste des einzelnen Eigenthümers beym Empfange und unvernünftig = oder bösem Gebrauche dieses Geldes — Und doch sagt dir eine Idee, und die strenge Pflicht von Gerechtigkeit: „Jedem das Seine!“ Dieß ist aber hier eine Stimme, die gewiß nicht aus der Idee des größern Gemeinbestens hervorgeht.

Wie es sich mit der Unterlassung von dem verhält, was Ungerechtigkeit wäre, so auch mit der Leistung von dem, was die Gerechtigkeit fodert. Ich mag durch Verträge mich gegen einen, oder viele, oder gar gegen ein ganzes Volk verbündlich gemacht haben; ich muß dem Einzelnen

das Seinige so heilig leisten, als den Vielen oder dem Ganzen. Das größere oder kleinere Gemeinbeste macht nicht etwa aus dem Einen eine große und unverbrüchliche, und aus dem Andern nur eine kleine leicht zu erlassende Pflicht. Auch hier schwebt uns eine Idee von Gerechtigkeit vor, die vom größern und kleinern Gemeinbesten ganz unabhängig ist, und die spricht: „Jedem das Seine!“ — Dieser Jede mag nun eine einzelne Person oder ein Volk von Millionen, dieses Seine mag nun ein Gulden, oder tausend Dukaten seyn. Auch hier giebt es keinen Widerstreit, der durch die Erwägung des größern oder kleinern Gemeinbestens auszugleichen wäre. Denn was ich zu leisten habe, muß ich dem leisten, dem ichs schuldig bin, sollte auch durch den übeln Gebrauch, den etwa derselbe von meiner Leistung macht, das größere Gemeinbeste verlieren. — Und keinem andern, dem ichs nicht schuldig bin, sollte auch durch den Gebrauch, den dieser wahrscheinlich von meiner Leistung machen würde, noch so sehr gewinnen.

Bey Pflichten der Gerechtigkeit hat also das größere oder kleinere Gemeinbeste, die mehr oder minder allgemeine Glückseligkeit ganz keine Stimme. Hier gilt der einzelne Mensch so viel als ein

ein ganzes Volk. Ich darf die Hütte des Taglöhners so wenig verbrennen, als Städte und Länder verheeren; und könnte ich auch durch eine Ungerechtigkeit, so klein sie wäre, eine Wohlfahrt erzielen, so groß und allgemein sie seyn mag — ich darfs nicht.

Anders scheint es sich aber freylich zu verhalten, wenn man die Pflichten der zweyten Klasse, nämlich jene der **Wohlthätigkeit** ins Auge faßt. Denn es ist doch wohl schöner und besser gehandelt, wenn man vielen, als da man wenigen wohlthut; wenn man großes Glück, im weiten Umkreise, von langer Dauer, als da man kleines für kurze Zeit und wenige Menschen stiftet.

Doch fehlt auch hier noch viel, um das größere Gemeinbeste sogleich und ohne weiters für das höchste und oberste Prinzip der Pflichten der Wohlthätigkeit gelten zu lassen. Denn wer mir sagt: „Befleiße dich eines solchen ergiebigen Wohlthuns, daß daraus große, und so viel möglich allgemeine Wohlfahrt entstehe“ — Den darf ich doch wohl wieder fragen: „Warum soll ich den überhaupt wohlthun? Jedem Menschen, auch wenns nur einer ist, wohlthun?“ Erst

 muß

muß es ausgemacht seyn, daß „Liebe und Liebesdienste den Mitmenschen erweisen" überhaupt tugendhaft und Tugendpflicht sey; dann folgt von selbst, daß man um so tugendhafter handle, diese Tugendpflicht um so mehr erfülle, je ausgebreiteter und dauerhafter man seine Wohlthätigkeit wirken läßt. Die Regel „suche auf eine wohlthätige Weise die größere mehr allgemeine Wohlfahrt zu befördern!" — Zeigt mir wohl, wie ich durch Wohlthun mehr Gutes thun möge, aber nicht, daß Wohlthun insgemein gut und tugendhaft sey; sie ist eine Regel, die mich in Collisionsfällen, da ich nicht allen, die es bedürfen, wohlthun kann, meine Pflicht der Wohlthätigkeit recht erfüllen lehrt, aber nicht überhaupt die Wohlthätigkeit zur Pflicht macht. Dieß muß schon voraus und anderswoher gewiß seyn. Einem ersten Paar Menschen, von dem so viele Familien, oft ganze Völker, und nach den heiligen Urkunden das ganze Menschengeschlecht selbst ihren Ursprung herleitet, würde ein Philosoph wohl schwerlich gleich bey ihrer ersten Vereinigung zugerufen haben: „Sucht das größere Beste der ganzen Gemeine, des ganzen Volkes, des ganzen Menschengeschlechtes! „Denn es war ja noch keine Gemeine, kein Volk, und keine Millionen, sondern nur ein Paar Menschen da.

Aber

Aber doch würde man ihnen haben sagen können, und beym Mangel eines Dritten würde es ihnen wohl auch ihr eigen Herz und Gewissen, ihre eigne Vernunft gesagt haben: „Seyd wohlthätig, lieb- und hülfreich gegen einander; lindert, erleichtert euch gegenseitig eure Last und Mühe — nicht eben um der Beförderung des größern Gemeinbesten willen — denn davon zeigt sich nichts, weil auch keine Gemeinde da ist — sondern weil gegeneinander liebreich und wohlthätig seyn, recht und gut ist."

Man könnte etwa sagen: „Auch schon hier, auch schon bey einem einzigen Paare von Menschen läßt sich gleichwohl größere und kleinere Wohlfahrt, zwar nicht ausgedehnt auf eine kleinere oder größere Gemeinde, aber doch **verstärkt** zu einem höhern Grade, und **hinausreichend** für eine längere Dauer, denken. Da gilt nun aber wieder, was eben gesagt worden, daß erst Wohlthätigkeit insgemein als eine Tugend müße erkannt seyn, bevor sie in ihrem Werke eines dem Grade nach höhern oder der Zeit nach längern Glückes, als eine höhere und mehr vollkommnere Tugend erkannt werden möge. Zugleich zeigt sich aber eben da, wo von einem höhern Grade der Wohlfahrt jedes Einzelnen die Rede ist, ganz

vorzüglich, wie nöthig es wäre, den Begriff des gemein- oder höhern Besten genau zu bestimmen, vielleicht auch, wie unmöglich dieß sey, und endlich, wäre es auch ganz wohl thunlich, wie wenig es, die Regel vom größern oder Gemeinbesten zu begründen, beytrage.

Glück, Wohlfahrt, das Beste der Menschen ist ein Name, der allerley unter sich befaßt, und wobey sich jeder etwas anders denkt. Denn jeder hat beynahe ein anders Glück, jeder seine eignen Bestandtheile, aus denen er seine besondere Wohlfahrt und Glückseligkeit zusammensetzt. Der Eine rechnet dieß, der andere jenes dazu, und eben derselbe heute etwas anders als morgen, und mit Aenderung seines Alters, seines Blutlaufes und Temperamentes ändert sich auch das, was er sich als seine Glückseligkeit denkt. Wie will man also das Gute auf dem Beytrage zur höhern Wohlfahrt und Glückseligkeit des größern Theiles beruhen lassen, nachdem man nicht einmal weis, was sich jeder für ein besonders Ideal von seiner besondern Wohlfahrt und Glückseligkeit aufstellt.

Noch dazu kann es dann wirklich gut heißen, das Glück der Mitmenschen, wenn man dieß auch

wüßte

wüßte und könnte, in dem höchstmöglichen Grade bewirken? Der größte Theil unserer Mitbrüder und Mitschwestern weis sich gewöhnlich in hohes Glück noch weit weniger zu finden, als in großes Unglück. Goldene Mittelmäßigkeit behagt ihm insgemein weit besser, als zu sehr erhöhte Glückseligkeit, und er bleibt bey jener thätig, arbeitsam, freundschaftlich, verträglich, stark und gesund; statt daß er bey dieser so oft träg, weichlich, stolz, wegwerfend, krank und siech wird.

Wenn Güte und Tugend darinn bestehen soll, daß man der Menschen Neigungen und Wünsche befriedige, ihnen recht viel Angenehmes nach Herzenslust verschaffe; so sehe ich nicht, warum es denn nicht auch eine sittliche Güte und Tugend gegen die Thiere gebe, da sie eben sowohl wie der Mensch sinnlicher Lust, sinnlicher Annehmlich- und Glückseligkeit fähig sind, und warum nicht derjenige um so tugendhafter heiße, je mehr er Lust und Freude in der Welt, es sey unter Menschen oder Thieren, stiftet.

Eben hiedurch, daß wir uns zur Tugendpflicht rechnen, Menschen, nicht aber Thiere zu beglücken, giebt uns die Vernunft einen sehr bedeutenden Wink, den wir nicht übersehen sollen,

und der uns bey einiger Ueberlegung die wahre Natur ächter sittlicher Güte und Tugend mag kennen lehren. Wir sehen hieraus, daß es nicht so viel darauf ankomme, **was**, sondern **wem** wirs leisten. Eben derselbe Liebesdienst, eben dieselbe Freude einem Menschen dargebracht, kann Tugend seyn, die einem Thiere erwiesen oder gemacht, keine sind. Wir können dadurch, daß wir einem durch Erleichterung oder Verbesserung seines Schicksales wohlthun, der Menschheit überhaupt unsre Achtung beweisen, dieß aus Achtung für den Menschen vollbringen; und dieß ist schön und gut. Aber gegen Thiere können wir keine Achtung haben, und unsre Behandlungsart derselben nicht nach unserer Achtung für sie einrichten. Der Mensch hat als ein vernünftig-freyes Wesen eine Würde, die dem Thiere mangelt; er ist durch Vernunft und Freyheit über die Thiere erhaben, und wie ein König in seiner Majestät. Gegen einen solchen beruht aber das Löbliche oder Strafbare unsrer Handlung nicht blos auf dem, was wir ihm thun, sondern vorzüglich darauf, daß wirs ihm thun, daß wir hiedurch die schuldige Ehrerbiethung, Achtung gegen seine Würde, Hohheit und Majestät beweisen, oder hintansetzen. Es ist bey Tugend und sittlicher Güte überall nicht blos die Frage, wie wohl oder wehe die

Hand-

Handlung thue — dieß könnte von Thieren so gut, wie von Menschen gefragt werden — sondern, wie gut oder schlecht die Gesinnung meiner Achtung oder Nichtachtung gegen den Menschen, den ich hiedurch ehre oder beleidige, sey — Dieß kann aber einzig von Menschen, und nie von Thieren gefragt werden. Sonach müßte man nicht sagen: „Gut ist das, was zum Wohl der Menschen beyträgt" — sondern: „Gut ist die Gesinnung, die Achtung der Menschheit, die sich in Beförderung des Wohls der Menschen durch hiezu geeignete Handlungen äußert."

Wenn ich dem Menschen eine alte drückende Last abnehme, blos damit ihm darunter nicht mehr wehe — oder ein neues erfreuliches Glück verschaffe, blos damit ihm wohl sey; so wird dieß lange nicht so geschätzt werden, als da ich ihn von der Last darum befreye, damit er nun frey gehen, arbeiten, und thätig seyn möge; oder mit neuer Freude ihn darum belebe, damit er nun um so munterer dieß seyn wolle. Des Menschen höchstes Gut ist, daß er sich durch freye wohlgeordnete Thätigkeit immer mehr vervollkommne. Wie kann ich hiezu beytragen? Gewiß dadurch, daß ich alle die Uebel, die Hindernisse seiner Thätigkeit sind, mindere, dagegen alle die Güter, die

ihm Anlaß und Ermunterung zur Thätigkeit werden, mehre. So wäre dann Wohlfahrt und Glückseligkeit der Menschen, wozu ich beytrage, nicht das eigentliche Gute, das ich als letzten Zweck im Auge habe, sondern ein Mittel zu einem andern höhern Gute, zu einem andern höhern Zwecke, den ich in der durch beförderte freye Thätigkeit zu erreichenden Vervollkommnung schaue. Darum werde ich nur befugt seyn, eines Menschen Unglück in so ferne zu mildern, sein Glück in so ferne zu erhöhen, als ich hoffen kann, daß er sich dieß Anlaß und Mittel werde seyn lassen, auf eine für andere theils unschädliche, theils gemeinnützige Art thätig zu seyn. Wäre ich gewiß, daß er bey seiner Freyheit vom Drucke und Uebel, bey seinem Ueberflusse an beglückenden Gütern entweder ganz unthätig oder übermüthig und zur Bekränkung anderer thätig seyn würde, so werde ich mich gar nicht verpflichtet halten, zu seinem Wohlergehen beyzutragen, sondern vielmehr ihn in seiner übeln Lage zu lassen, die ihn wenigstens Böses zu thun hindert, statt ihn mit Glück und Wohlfahrt zu überhäufen, deren er sich nur zur Befriedigung seines Hanges zum Müßiggange und Stolze, seiner wohllüstig- oder ungeselligen Neigungen bedient. So wenig man aber, überhaupt davon zu reden, in einzelnen Fällen mit

Gewiß-

Gewißheit vorherzusagen weis, welchen Gebrauch der Beglückte von seiner erhöhten Wohlfahrt machen werde; so kann man doch nach einem allgemeinen Ueberschlage, wie es sich mit dem größten Theile der Menschen gewöhnlich verhält, so viel behaupten, daß ihnen ein im hohen Grade genußreicher Glückesstand, ein besonders bis zur Sättigung all ihrer Wünsche ausreichendes Wohlergehen selten behagt; indem es sich nur zu oft zeigt, daß sich hohes Wohlleben gewöhnlich nicht mit einem sittlichen Gutleben vereinbaret, und daß man selten thut, was man soll, wenn man alles hat und kann, was man will. Was verlangt hier nun Vernunft und Tugendpflicht von einem klugen und weisen Menschenkenner? Wohl dieß, daß er andere von Unglück befreye; sie vor Hunger und drückender Armuth schütze; sie in einen erträglichen, nicht ganz trost= und freudelosen Zustand versetzte: nicht aber, daß er sie mit Reichthum, Lust und Gütern aller Art überhäufe.

Wer dieß alles bedenkt, wird nicht so leicht schlechtweg sagen: Unser Handeln und Wandeln ist um so tugendhafter und besser, je ausgebreiteter, dauerhafter, und je größer die Glückseligkeit ist, die wir stiften — sondern: Je mehr wir in jedem Menschen die Menschheit achten, und aus

dieser

dieser Achtung seine Leiden in so ferne mindern, seine Freuden in so ferne erhöhen, als ihm dieß eine neue Gelegenheit und Ermunterung zur ungehindert frohen Anstrengung werden kann, an eigner und anderer Vervollkommnung thätig zu arbeiten. Einem Menschen, der durch erprobte Tugend hohes Glück verdient, und guten Gebrauch davon verspricht, dem werde ich hohes Glück wünschen, und wenn es bey mir und in meinem Vermögen steht, auch zutheilen. Aber dem gewöhnlichen Schlage von Menschen, die hohes Glück so selten zu verdienen, und noch seltner sich darein zu finden, sich darin zu fassen, und es gut zu gebrauchen wissen, dem würde ich wahrlich nichts Gutes wünschen, wenn ich ihm Glückseligkeit, Güter und Annehmlichkeit aller Art in einem ganz besonders hohen Grade wünschte, und nichts Gutes geben, wenn ich sie ihm darböthe. Ein Vater vieler Kinder würde dadurch noch nicht gut und tugendhaft seyn, wenn er das Gemeinbeste und die Wohlfahrt seiner ganzen Familie in einem ganz außerordentlichen Maaße stiften, seine Söhne und Töchter mit Reichthümern, Freude und Vergnügen überhäufen wollte. Ein guter und weiser Vater ist es nur dadurch, daß er ihnen nur immer so viel davon zukommen läßt, als sie davon gut zu handhaben

haben und recht zu verwenden wissen, und daß er sie zu dieser wohlgeordneten Handhabung und Verwendung immer mehr anleite, um ihnen immer mehr mit vernünftiger Freygebigkeit überlassen zu können.

Glückseligkeit, Wohlfahrt, vieler oder weniger, langwierige oder kurzdauernde, große oder kleine ist also ein an sich unbedingt (absolut) Gut. Es kömmt immer noch darauf an, ob man einen guten oder schlechten, einen tugend- oder lasterhaften Gebrauch mache. Ist aber Glückseligkeit und Wohlfahrt an sich nicht unbedingt gut, so kann auch das, was dazu beyträgt, nicht unbedingt gut heißen. Man müßte beysetzen: „Es ist gut und tugendhaft, eine solche allgemeine Wohlfahrt und Glückseligkeit befördern, von der man einen guten und tugendhaften Gebrauch hoffen kann.“ Dieß würde sich aber als eine Erklärung von Tugend und sittlicher Güte schlecht auszeichnen, weil gut und tugendhaft wäre, was am Ende auf etwas Gutes und Tugendhaftes hinausführt.

Weder für die Pflichten der Gerechtigkeit, noch für jene der **Wohlthätigkeit** ist also das

größere Gemeinbeste, oder die Glückseligkeit — nach größerm mehr allgemeinen Umfange, in längerer Dauer und im höhern Grade — dasjenige höchste Prinzip, auf dem sich ein richtiger Begriff von Tugendgründen mag. Die Wohlthätigkeit selbst kann eine weise und unweise Wohlthätigkeit, eine tugendhaft = vernünftige und unvernünftige Freygebigkeit seyn, und sie ist nicht allemal um so weiser und tugendhafter, je größer, ausgebreiteter und dauerhafter sie wirkt. Vorausgesetzt aber, daß meine wohlthätige Liebe immer weise und tugendhaft zu Werke geht, so ist es freylich besser, wenn ich sie mehrern, als wenn ich sie wenigen zuwende, so ferne das Erste so gut, als das Letzte in meinen Kräften steht. Und in so ferne kann man auch sagen, daß hier das kleinere dem größern Gemeinbesten, das minder = dem mehrallgemeinen weichen müße. Aber man merke wohl, daß dieses auch hier nur gilt, so lange ich Wohlthätigkeit mit Wohlthätigkeit, die kleinere mit der größern, sohin ganz gleichartige und nur nach ihrem Umfange und ihrer Ausdehnung verschiedne Handlungen miteinander vergleiche. Aber wenn ich nicht mehr ganz gleichartige Pflichten und Handlungen von Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeit, sondern ungleichartige von Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit gegeneinander halte;

te; hier darf das Prinzip des größern Gemeinbesten ganz und gar keinen Einfluß haben, um zu entscheiden, ob ich vielmehr gerecht als **wohlthätig** seyn soll, wenn ich nicht beydes zugleich seyn kann. Denn es ist offenbar, daß ich erst gerecht seyn soll, und dann erst wohlthätig seyn darf. Ich könnte etwa mit einer ersparten Geldsumme durch wohlthätige, weise Verwendung viel Gutes stiften; aber ich bin sie einem schuldig, und es rückt der ausbedungene Zahltag heran. Ich muß also mit meinem Vorrathe meine Schuld abführen, wenn gleich mein Gläubiger nicht die geringste gute Verwendung mit der heimbezahlten Summe machen wird; und darf nicht damit eine Stiftung errichten, wenn sie gleich noch so vielen Hundert- und Tausenden wohl bekommen möchte. Ich darf nicht gegen einen Einzigen ungerecht seyn, wenn ich auch dadurch gegen eine Million von Menschen wohlthätig seyn könnte. Das größere Gemeinbeste darf mich nicht bestimmen, einem Reichen, der es leicht entbehren kann, von dem Seinen zu nehmen, um einer Menge, die Mangel leiden, damit aufzuhelfen.

Eben dieser wichtige Unterschied zwischen den Pflichten der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit war es wohl, der dem Verfasser vorschwebte, wenn

wenn er sagte: „Man darf nicht einem Einzigen schaden, um mehrere zu nützen.“ Aber hiebey konnte er auch leicht bemerken, daß sein Prinzip vom größern Gemeinbesten gar nicht mehr hieher passe. Gerechtigkeit muß immer und vor allem gegen jede und alle beobachtet werden, und keine noch so große, auch ganze Völker, auch das ganze übrige Menschengeschlecht umfassende oder beglückende Wohlthätigkeit kann mich berechtigen, auch nur gegen einen Einzigen ungerecht zu seyn.

Woher kömmt es aber, daß der Grundsatz vom größern Gemeinbesten gleichwohl bey manchen eine so geneigte Aufnahme gefunden hat, und noch manchem als der erste und oberste Grundsatz der Sitten- und Tugendlehre gilt? — Dieß ists, was wir noch kurz untersuchen wollen.

Seit lange ist der allgemeine Ausspruch der Lehrer des Staatsrechtes bekannt: „Salus populi suprema lex esto.“ Oder: „Das Heil des Volkes muß für das höchste Gesetz gelten.“ Nun hat man statt „Volksheil (salus populi)“ auch wohl das „Volksbeste, allgemeine Beste, allgemeine Wohlfahrt, allgemeine Glückseligkeit“ als

gleichbedeutend gesetzt, und mit allem Rechte setzen zu können geglaubt.

So hat man obigen Ausspruch als höchsten Grundsatz des öffentlichen Rechts, des Staatsrechtes aufgestellt. Andere gaben ihm mit unsern Verfasser eine noch weitere Ausdehnung, und machten ihn zum höchsten Prinzip nicht nur der Staatsrechtslehre, sondern auch der ganzen Sitten- und Tugendlehre. Aber es hätte ihnen doch schon, auch nur bey einigem Nachdenken, einleuchten sollen, daß zwey so verschiedne Wissenschaften, als Rechts- und Tugendlehre sind, nicht wohl eben denselben Satz zum Grunde legen können; besonders da, wie schon gesagt worden, das Staatsrecht überall nur gesetzliche Handlung, und nicht, wie die Sitten- und Tugendlehre will, die innere moralische Gesinnung zum Gegenstande und zur Absicht hat. Daß die Bezielung des größern Gemeinbesten, der mehr allgemeinen Wohlfahrt und Glückseligkeit nicht dasjenige sey, was unsern Handlungen das Gepräge von Tugend und Sittlichkeit aufdrücken, und als oberstes Prinzip von Sitten- und Tugendlehre gelten möge, das ist im vorigen schon hinlänglich erörtert. Kann aber eben dasselbe größere Gemeinbeste, eben dieselbe mehr allgemeine Wohlfahrt

und Glückseligkeit nicht das seyn, worauf sich die Lehre vom öffentlichen Rechte, von Politik Völker- und Staatsrecht gründen läßt?

Ich glaube nicht, und wenn man unter salus populi (das Heil des Volkes) seine erweiterte und erhöhte allgemeine Glückseligkeit versteht, so möchte der angeführte lateinische Satz so irrig, und einer übeln, schädlichen Anwendung so empfänglich seyn, daß man unter dem Vorwande allgemeine Glückseligkeit zu befördern, nicht selten große Ungerechtigkeit begehen möge. — Wenn ich meine Vernunft frage, warum ich den gesetzlosen Naturzustand verlassen, und in einen gesetzlich-bürgerlichen Verein mit andern zusammentreten soll, so antwortet sie mir: „In jenem Zustande ist keine Ruhe und keine Sicherheit für mein und dein. Es giebt freylich ein inners Gesetz, das uns verbiethet, einander zu beleidigen oder zu beschädigen. Aber die Stimme davon tönt für die aufgebrachten Leidenschaften und Neigungen des sinnlichen Menschen meist zu schwach, muß erst durch Cultur im gesellschaftlichen Zustande verstärkt werden, und ist auch dann bey allem Unterrichte in Religion und Sittenlehre noch lange nicht hinreichend, daß sie allein die Menschen von gegenseitiger Beleidig- oder Beschädigung

schädigung durch Vorhaltung der innern Verbindlichkeit zurückhalte; es muß oft erst noch äußerer Zwang und Furcht der Strafe dazu kommen. Jenes innere Gesetz der Gerechtigkeit leistet mir keine Sicherheit vor dem Angriffe des andern, und ihm keine vor dem meinen. Wenn wir auch wirklich bereits eine ziemliche Achtung davor haben, so gehorchen wir ihm doch gewöhnlich nur dann, wo es unsern Neigungen und Begierden nicht zu sehr widerstrebt. Sonst, wo uns diese anwandeln und sich erhitzen, da strebt man dem nach, was sie befriedigt, und thut nicht, was recht ist; es gilt nur das Recht der größern Stärke oder Schlauheit, und nicht der Gerechtigkeit. Sollte aber auch dieses letztere mir und denen, die um mich sind, noch so heilig, sollte unser Wille noch so einig seyn zu thun, was recht ist; so ist doch unser Verstand oft darüber uneinig, was in diesem oder jenem besondern Falle recht sey. Sollen wir dadurch, indem sich jeder seinem Eigendünkel zu folgen für berechtigt hält, nicht wieder gewaltthätig aneinander gerathen, so bedürfen wir eines unpartheyischen gewalthabenden Richters, und einer Uebereinkunft, uns einen solchen aufzustellen. Kurz:

„Es giebt Neigungen und Leidenschaften des Herzens, nach denen einer des andern,

 sobald

sobald er nur kann, offenbare Rechte verletzt;

Es giebt einen Eigendünkel der Vernunft, durch den sich einer mit dem andern in besondern Fällen über streitig und zweifelhafte Rechte entzweyt —

Daraus würde nun ewiger Krieg, Gewaltthätigkeit und Unsicherheit entstehen, wenn kein Mittel gegen die Ausbrüche dieser feindseligen Gemüthsstimmungen zu finden wäre.

Dieses Mittel ist der bürgerliche Verein, wo die Wildheit der Begierden und Leidenschaften, die der Mensch seinem innern Sittengesetze nicht unterwirft, durch äußere Zwanggesetze gezähmt, und der Stolz und Eigendünkel, der beyderseits nur den Ausspruch eigner Vernunft geltend machen will, durch das Urtheil eines Dritten, der zu keiner von beyden Partheyen gehört, niedergeschlagen wird."

So sagt mir meine Vernunft, und nach diesem verlange ich vom Staate, in den ich trete, nicht, daß er mir wohl thue, sondern daß er mir nicht

nicht übel thun lasse. Er soll mir nicht Wohlfahrt und Glückseligkeit ausspenden, er soll nur jede ungerechte Gewaltthätigkeit abwenden, und mir davor Ruhe, Sicherheit und Gerechtigkeit gewähren. Ich mache mit dem Mitbürger, mit dem ich mich in einem Staate vereinige, keinen Vertrag, daß er mir von dem Seinen wohlthätig gebe, sondern daß er mir das Meine, so wie es gerecht ist, unangetastet lasse; wo ich mich anbey zur Beobachtung einer gleichen Gerechtigkeit gegen ihn verpflichte. Zugleich erkennen wir in dieser Absicht beyde eine gesetzgebende, eine vollziehende, und eine richterliche Gewalt, die über die Erfüllung dieses bürgerlichen Vertrages wachen, jeden durch Zwang dazu anhalten, und im Uebertretungsfall richten und bestrafen soll.

Ruhe und Sicherheit vor jedem ungerechten Eingriffe — Gerechtigkeit ist es, was der Mensch durch seinen Eintritt in den bürgerlich-gesetzlichen Zustand will, nicht Glückseligkeit. An dieser mag er dann, wenn ihm nur jene gewährt ist, in ungehinderter Freyheit nach seiner Einsicht und eignem Gutdünken arbeiten; so wie es auch gut und schicklich ist, dieß um so mehr eines jedem eignen Gutdünken zu überlassen, weil beynahe jeder etwas anders zu seiner Glückseligkeit rechnet.

Gerechtigkeit, die von einem andern geleistet, und jedem getreulich verwaltet wird, ist jenes Salus populi (das Heil, der gute bürgerliche Zustand des Volkes) jenes Gemeinbeste, und diese muß sich nicht etwa nur auf den größern Theil, sondern strenge allgemein auf alle und jede erstrecken. Hier giebts keinen Vorwand, das Gemeinbeste so zu deuten, als wenn eine kleinere Anzahl von Bürgern dürfte vernachläßigt, und nur die Wohlfahrt der größern müßte besorgt werden. Denn nicht einen dürft ihr ungerecht behandeln, wenn ihr auch wohlthätig dadurch das Glück aller Uebrigen stiften könntet. Hier gilt der Spruch, wie schon oben gesagt worden: „Man darf nicht Böses thun, damit Gutes daraus entstehe; das heißt: Man darf nicht die kleinste Ungerechtigkeit auch nur gegen einen begehen, wenn man dadurch auch in den Stand gesetzt würde, noch so große Wohlthätigkeit gegen noch so viele zu üben, und noch so große, noch so allgemeine Glückseligkeit zu stiften."

Man spricht zwar oft von großer Wohlfahrt, von Reichthum und Macht des Staates, die sich die Regierung zu erhöhen zur Pflicht nimmt. Aber auch hier hat man Sicherheit des eignen Volkes vor jedem ungerechten Anfalle eines frem-

den im Auge, dem es unterliegen müßte, wenn es zu arm und ohnmächtig wäre.

Wenn auf gute Erziehung, auf gute Lehranstalten zur Beförderung reiner Religion und Moralität gesehen, und hiezu das Schicklich- und Dienliche durch Staatsgesetze verfügt wird, so liegt auch diesem die Absicht auf öffentliche Ruhe und Sicherheit vor ungerechten Behandlungen zum Grunde, damit diese durch das innere Sittengesetz, durch Religion und Moralität auch dort bewirkt werde, wo das äußere Zwanggesetz und öffentliche Aufsicht nicht immer hinreicht.

Gerechtigkeit! die innere Ruhe und Sicherheit vor jeder ungerechten Gewaltthat bewirkt; du Zweck jedes bürgerlichen Vereins, du großes und heiliges Wort! Du allein verdienst, das Loosungswort jedes Staatsbürgers, eines jeden aus dem Volke und von den Vorstehern zu seyn. Von dir dürfte kein so leichter Mißbrauch, und keine so gefährliche Mißdeutung zu fürchten seyn, wie von unsern Haupt- Zeitwörtern Freyheit und **Gleichheit.** Denn alles, was in diesen Wahres und Vernünftiges liegt, ist eine natürliche Folge von dir — eine durch Gerechtigkeit gesicherte **Freyheit** von jedem gewaltthätigen Unrecht;

recht; ein allgemeiner gleicher Anspruch auf unpartheyische gleiche Verwaltung der Gerechtigkeit — Du bist ganz in der Vernunft gegründet, und mit keiner Ausschweifung von gesetz- und zügelloser Freyheit, mit keinem ungerechten Anspruche auf eine das größere Eigenthum des dritten zerstörende Gleichheit vereinbar — Dinge, auf die Neigung und Leidenschaft, wenn sie jene Wörter von Freyheit und Gleichheit hört, oft so gerne verfällt. — Oder will man an die Leute, um sie zu gewinnen, nur immer zugleich von Seite ihrer Leidenschaft kommen, die doch so gefährlich ausarten kann; und traut man ihnen gar nicht zu, daß man durch Vernunft etwas ausrichten könne, der es doch allein zukömmt, die Zügel zu halten, und jede, auch noch so schön betitelte Unordnung und Ungerechtigkeit zu hindern?

Noch einen Grund, warum der ernste, thätige Wille, allgemeine Glückseligkeit zu bewirken, das oberste Prinzip und die Hauptgrundlage aller Tugend seyn soll, glaube ich in folgendem zu finden.

Wir denken uns nämlich, und sagen nicht selten: „Wenn alle Menschen gut und tugendhaft

haft handelten, so würde allgemeine Wohlfahrt und Glückseligkeit entstehen; so würde, wie man sich ausdrückt, schon ein Himmel auf Erde seyn." Und so ist es leicht, weiter auf den Gedanken zu kommen, Tugend sey eigentlich dazu gemacht, um hohe Glückseligkeit, weit und breit umher zu stiften, und der Wille, diese zu bewirken, sey nichts anders, als die Tugend selbst.

Man kann nicht läugnen; wenn wir alles das, was wir schon nach dem gemeinen Verstande oder nach einem unverdorbnen moralischen Gefühle als Gerechtigkeits- und Tugendpflicht ansehen, durchgehen, so finden wir, daß aus einer durchgängig-allgemeinen Beobachtung derselben auch eine hohe allgemeine Wohlfahrt hervorgehen müßte. Eine Menge Freuden, die sich dann Menschen durch Liebe und Wohlthätigkeit einander machten, würden entstehen; alle die Uebel, die sie sich sonst durch Ungerechtigkeit einander zufügen, verschwinden, und alle die Unglücke, die aus dem unaufhaltbaren Laufe der Natur kommen, müßten durch gegenseitiges Wohlwollen, durch thätige Hülfe und Unterstützung größtentheils sehr erträglich werden, und sich oft wohl gar durch schnelle Wiederherstellung unsers ehemaligen Wohlstandes in eine um so größere Freude

und Zufriedenheit verwandeln. Noch hält sich jeder, und um so mehr, je mehr er Achtung für Tugend und den hohen Werth der Sittlichkeit hat. Gleichsam berechtigt, die Foderung zu machen, daß jedem wahren Verehrer von Tugend und Sittlichkeit auch Glückseligkeit werde. Es ist ihm nichts so gewiß, als daß der Tugendhafte es verdiene, und nur dieser es werth und würdig sey, glückselig zu seyn. Darum will er, daß eine Zeit der Aernte komme, wo der Waizen vom Unkraute gereinigt, wo die Guten von den Bösen abgesondert, und so von allem Drucke und Uebel der Ungerechten erlöset, ein Reich und einen Staat Gottes bilden, in dem lautre, reine, allseitige Liebe der Tugend und Gerechtigkeit, und dadurch Seligkeit herrscht; darum will er, daß dann selbst ein höchstes, heiliges und allmächtiges Wesen die ganze übrige Natur und ihren Lauf so geordnet halte, daß er die reine Freude und Seligkeit der Guten, die deren so werth sind, nicht trübe.

Dieß alles heißt nun nicht mehr, als so viel: „Es würde schon jetzt, wenn Tugend allgemein wäre, auch ein hoher Grad von allgemeiner Wohlfahrt die Folge davon seyn; und wir können vernünftiger Weise nicht anders wollen, als

daß einmal lautre, reine Glückseligkeit, so wie der Tugendhafte derselben werth und würdig ist, die Folge davon werde." Was ergiebt sich aber daraus? Daß Tugend nichts anders, als der ernste Wille sey, mich und alles um mich her, so viel möglich, glückselig zu machen? — Nein! durch Tugend bin ich zwar werth, glückselig zu werden, kann aber, so wie es jetzt mit der aus Guten und Bösen vermischten Welt steht, nicht sicher hoffen, meine besondere, oder gar auch fremde allgemeine Glückseligkeit durch sie zu bewirken. Diese würde, wenigstens in einem ziemlich hohen Grade, erst dann entstehen, wenn alle Menschen gleich tugendhaft wären, entsteht aber aus meiner einzelnen Tugend so oft weder für mich, noch für andre, und dieß darum, weil nicht alle Menschen gleich tugendhaft, sondern viele nur gar zu böse sind, die dann die natürlich guten Folgen meiner tugendhaften Handlungen zerstören, andere üble Folgen damit verbinden, oft mich selbst schon darum, weil ich ihren Werken und ihrer leidenschaftlichen Eigenliebe entgegen bin, um der Tugend willen verfolgen und unglücklich machen. Gleichwohl bin ich doch verbunden, tugendhaft zu seyn, so wenig auch jetzt Glückseligkeit für mich oder andere, besondre oder allgemeine, um der Bös= und Andersgesinnten wegen,

gen, daraus entstehen mag — das heißt: Ich bin verbunden, zu wollen und zu thun, nicht, was jetzt zur allgemeinen Glückseligkeit beyträgt, sondern was, wenn es auch alle übrigen allgemein wollten und thäten, dazu beytragen, und sie stiften würde. Eben dadurch aber, daß ich nicht müde werde, tugendhaft zu bleiben, ob ich gleich wenig damit ausrichte, ob ich gleich dadurch nur in einem unbeträchtlichem Grade mich und andere beglücke, oder gar in einem hohen mich unglücklich mache — eben dadurch bin ich um so werther und würdiger, glückselig zu seyn, und glaube und hoffe um so gewisser, es einmal zu werden.

Man irre, und verwirre sich selbst nicht. Man kann Glückseligkeit und die Hinsicht auf dieselbe nicht zum Grunde der Tugend machen; man kann sie aber auch nicht von der Tugend, von dieser einzigen und wahren Würdigkeit glückselig zu seyn, trennen: Man muß sie nicht der Tugend als Prinzip und Fundament unterlegen, aber man darf sie als Folge davon aufnehmen: Man muß die Tugend nicht in das Streben nach Glückseligkeit setzen, sondern die Hoffnung von Glückseligkeit auf die Tugend und das tugendhafte Bestreben sittlicher Vervollkommnung bauen — allgemeine

gemeine Glückseligkeit auf allgemeine Tugend, die nur in einem Reiche der Guten abgesondert von den Bösen, in einem Reiche Gottes Statt hat, der gewiß dem Verdienste und der Würdigkeit die Belohnung von Glückseligkeit nicht entzieht, und die Seligkeit, die sich die Rechtschaffnen durch gegenseitige Liebe und Gerechtigkeit im Innern ihres Kreises gewähren, auch nicht von außen herein, und durch nichts im Himmel und auf Erde stören läßt.

VI.

Eine Erklärung

zu den Stellen, die in diesem Werke über politische Gegenstände vorkommen.

Wirklich ist also manches, was in den vorhergehenden Bändchen hie und da über bürgerliche Verfassung und politische Gegenstände niedergeschrieben steht, übel gedeutet, und anstößig befunden worden?

Ich danke ihnen, werther Freund, für diese Nachricht und für ihre Aufmerksamkeit, mit der Sie mich dadurch ehren, daß Sie die meinige zu schärfen suchen, nicht nur alles, was gegründeten Anlaß zu einem Aergerniß geben könnte, zu entfernen, sondern selbst für Kleine und Schwache zu sorgen, und auch diese, die bey dem schwachen Lichte, in dem sie wandeln, so gerne Gespenster sehen, wo keine sind — überall in so ferne zu beruhigen, als sich dieses nur immer mit der

der schuldigen Achtung für die heilige Wahrheit vereinbaren, und ohne niedrige Heucheley, oder Begünstigung schädlicher Irrthümer bewirken läßt.

Wie gerne will ich diesem Ihrem Rufe gehorchen, da es von jeher der Ruf meines eignen Herzens war, zwar immer der Vernunft und Wahrheit zu huldigen, aber auch jeden Redlichen zu schonen, und niemanden zum unnöthigen Anstoße zu werden. Wenn Sie die Erklärung, die Sie in diesem Schreiben finden werden, hiezu dienlich und hinreichend finden, so will ich sie gerne in ein neues Bändchen der philosophischen Gedanken und Abhandlungen einrücken lassen.

In unsern Tagen wird es immer schwerer über eine Materie, über die seit einiger Zeit, unter der Aufregung, der heftigen Bewegung und dem gefährlichen Spiele der hiebey interessirten Leidenschaften praktisch so viel verhandelt wird, theoretisch zu reden, ohne sich, man mag auch reden, wie man will, dem Tadel und der Mißdeutung irgend eines Partheygängers blos zu stellen. Darum werden Sie auch in einer neuen Fortsetzung dieser Schrift über den erwähnten Gegenstand wenig mehr finden, und dieß so lange, bis der Dämon des so vielfach entzweyenden Miß-

trauens ausgefahren, und Windstille, und ruhige, dem Anblicke und der Erforschung der Wahrheit günstige Fassung wieder eingetreten ist.

Manches, was hierüber in den vorhergehenden Bändchen steht, ward zur Zeit, in der es geschrieben ward, gewiß ganz unanstößig, schien es aber zur Zeit, in der es gedruckt ward, und gelesen wird, vielleicht nicht mehr, und wird bey einer neuen Auflage, welche die ersten Bändchen bald erhalten sollen, sorgfältig unter die Feile genommen werden, die ihm all das Rauhe und Höckerichte, woran sich zarte Hände so leicht wund reißen, abstoßen soll.

Diese große Sorgfalt würde vielleicht unnöthig seyn, wenn man nicht so gerne einzelne Sätze daraus losreißen, und sie dann so arg, als möglich, mißdeuten wollte. Denn es ist ja oft und deutlich genug darinn gesagt: „Daß man sich eben so sehr vor den Volks- als vor den Hofschmeichlern zu hüten habe; daß man weder dem Volke noch den Vorstehern nur immer von ihren Rechten ein Langes und Breites daher mache, sondern beyden vorzüglich ihre Pflichten einschärfe; daß man vor dem demokratischen Ungeziefer eben so sehr auf seiner Hut seyn müße, als vor einem

monar-

monarchischen Löwen, und daß man bey seiner Bemühung, diesem zu entgehen, nur gar zu leicht und gar zu gewöhnlich unter jenes falle. Daß das Wort und der Ruf Freyheit ein sehr zweydeutiges Wort sey, das zwar auch einen guten und von der Vernunft gebilligten Sinn hat, aber gar zu leicht in einem ganz andern erzbösen, der der Zügellosigkeit unsrer verwüstenden Leidenschaften schmeichelt, Eingang findet: daß man vor nichts so sehr zurückschaudern müße, als vor der gewaltsamen Auflösung jenes Bandes, das die Vorsteher und das Volk zusammenhält, das sich wohl zerreissen, aber wenn es einmal zerrissen ist, nicht so leicht wieder knüpfen läßt, wo inzwischen alle anarchische Greuel eintreten, und durch Verwüstung, Raub und Mord tausend unselige Schlachtopfer dem Götzen Moloch, genannt Freyheit, fallen: daß man überhaupt nicht leicht durch was immer für Neuerung in der Staatsverfassung es besser bekomme, wenn wir nicht erst selbst besser werden."

Dieß ist auch wohl der Geist, der in der ganzen Schrift wehet: „Andringen auf sittliche Besserung" — nach dem Motto: „Laßt uns besser seyn, gleich wirds besser werden." Darum sind auch die Fehler und Thorheiten, beson-

ders die auf allgemeines Wohl und Weh so großen Einfluß haben, manchmal mit mehrerm Nachdruck gerügt, und sonderbar im letzten Bändchen die Wuth ungerechter, menschenwürgender Kriege vorzüglich gezüchtigt worden — Welcher Menschenfreund, der Achtung für die Menschheit in jedem Menschen hat, könnte auch wohl bey dem großen Menschenelende, das hieraus entsteht, gleichgültig und kalt bleiben? Welcher Menschenfreund könnte aber auch hiedurch nur von ferne zum Zwecke haben, durch neue aufrührische Gewaltthaten, durch neue Kriege neues Menschenelend zu veranlassen? — Nein, nirgends werden Fehler und Thorheiten, weder von Hohen noch Niedrigen in der Absicht gerügt, daß andere, sondern daß sie, die sich deren bewußt sind, mit sich selbst unzufrieden werden, und durch Ablegung derselben auch diejenigen, die darunter zu leiden hatten, wieder mit sich aussöhnen, und so gemeinschaftlich, Hand in Hand unter gegenseitigem Zutrauen die allgemeine Wohlfahrt befördern. Mag dieß gleichwohl manchem nichts weiters, als der Wunsch eines gutmüthig = hoffenden Schwärmers dünken, aber ein Verbrechen gegen die Menschheit kann er nicht seyn, die er dabey im Auge hat, und der er so herzlich ein bessers Loos gönnte.

So abscheulich und empörend ich aber auch die gemeinschädliche Uebertretung heiliger und großer Pflichten finde, wenn ich auf die verderblichen Folgen davon sehe; so erscheinen sie mir doch von einer andern Seite in einem sehr mildernden Lichte, und beynahe verzeihlich, wenn ich ihren Ursprung und die so mancherley Veranlassung dazu bedenke. Da sage ich wohl zu mir selbst, und möchte es jedem sagen, der über fremde Fehler so gerne in Hitze und Eifer geräth, daß er für sie durchaus keine Entschuldigung gelten läßt, die er doch immer für die Seinigen in Bereitschaft hält. „Sieh, mein Lieber! — möchte ich ihm zurufen — Sieh doch, ob wir auch schon all Tadelswürdiges an uns gebessert, die wir die Steine so fertig gegen andere heben. Sey es auch, daß manche von denen, die wir über uns sehen, sehr viel Schlimmes über uns bringen (denn daß sie fehlbare Menschen, und keine Engel seyen, das gestehen sie wohl selbst ein) — Aber thun sie es auch allemal mit Wissen, mit Absicht? Werden sie nicht oft hintergangen, und steht es immer in ihrer Macht, die oft so täuschende Heucheley ihrer Rathgeber, die mit so scheinbarer Weisheit und Redlichkeit übertünchte Schädlichkeit ihrer Rathschläge aufzudecken? Gesetzt aber auch, daß hiebey oft wirklich Trägheit in Geschäfften, Nach-

läßigkeit in Untersuchung, und böse Leidenschaft in der Ausführung mitunterlaufe; würden wirs an ihrer Stelle wohl besser, oder noch ärger machen? Denke dir, man hätte uns von Jugend auf mit Schmeichlern umlagert, mit unergründlicher Verstellung umgeben; man hätte unsre Seele immer und immer wieder durch die Vorstellungen von unumschränkter Macht und Hochheit aufgeblähet, unsre Augen überall durch Pracht und Prunk geblendet, alle unsre Sinne zum weichlichen Genusse eingeladen, alle unsre Neigungen zur heftigen Begierde gereitzt, und alle Mittel zu ihrer Befriedigung in unsre Hände gelegt: Denke dir, es hätte überall eine künstliche Masque den falschen Freund verhüllet, und eine eben so künstliche Verläumdung den wahren unkenntlich gemacht: es hätten eine Menge feiler, niedriger, kriechender Geschöpfe ihre Rathschläge allemal theils nach ihrem Eigennutze, theils nach unsrer Eigenliebe und Eigendünkel abgemessen, und so, je nach unserer vorherrschenden Leidenschaft, nach unsrer fleißigst von ihnen ausgespähten schwachen Seite, unser Glück oder unsre Größe bald in den Armen der Wohllust und des Vergnügens, bald in der Aufhäufung erpreßter Reichthümer, bald in Verschwendung und Pracht, bald in wilder Verheerung des Krieges uns suchen gelehrt; hätten

ten hiezu jeden unsrer Winke als unverletzliche Gebothe gedeutet, zur schnellen und vollen Befriedigung alle ihre Kräfte aufgebothen; hätten uns überall als Zwecke im höchsten Lichte aufgestellt, dagegen alle Menschen um uns her als blose Mittel für uns in herabwürdigender Niedrigkeit gezeigt, ihre allgemeine Wohlfahrt ins Dunkle und in den Hintergrund gestellt — — Was meynst du, daß da aus uns geworden wäre? Und ob wir nicht noch weit mehr Ursache zum Tadel gegeben hätten, als wir jetzt nehmen? Wenn auch nicht immer alle die Triebwerke, die ich jetzt hererzählte, zur Verführung in den Gang gesetzt werden, so bleiben doch der Klippen so viele, daß es schon etwas besonders seyn dürfte, wenn auch alle Jahrhunderte nur Einer kömmt, der nicht daran scheitert. — Es ist freylich unter allen Staatsübeln kein so großes, ald die Kriege, die ganze Länder theils erschöpfen, theils verwüsten, und zu Tausenden selbst die Menschen schlachten, um derentwillen doch die Staaten sind. Aber sieh auch hier nur auf die gespannte Lage der verschiednen Nationen gegeneinander, und ob nicht hieraus nothwendig Kriege entstehen müßen. Da sie nebeneinander wohnen, miteinander handeln, so läßt es sich nicht wohl anders denken, als daß sie je zuweilen aneinander gerathen, gegeneinan-

der stoßen, sich einander beneiden, und sich durch Stolz und so betitelten Patriotismus eine über die andere erheben will. Leidenschaft und Eigendünkel reitzen sie, sich aneinander zu reiben; keine erkennt einen Richter, jede will sein eigner seyn, und jede spricht für sich. Muß es da nicht zu Zank und Streit kommen, der, zwischen ganzen Nationen geführt, Krieg heißt? Kann sich da unter ihnen nicht das gegenseitige Mißtrauen bis zu einem Grade mehren, daß eine von der andern immer einen Ueberfall zu befürchten hat, sich dagegen immer gerüstet hält, oder lieber gar dem feindlichgesinnten Nachbar mit dem Angriffe zuvorkömmt, da er noch schwach ist, statt, wie es schon oft die Erfahrung zum eignen Schaden bezeigt hat, erst abzuwarten, bis er stark und um so gefährlicher wird? Wahrlich dieß ist der leibhaftige Zustand eines ewig fortwährenden, oder doch immer zu befürchtenden Krieges; wie, wenn etwa zwölf Menschen, oder Familien nebeneinander wohnten, deren keine einen Herrn oder Richter über sich erkennt, wovon gewöhnlich der kleinere Theil der friedfertigen Vernunft, und der größere der Neigung und der feindseligen Leidenschaft gehorcht; wo der Friedlichstgesinnte nicht hindern kann, daß er nicht zum Streite gezwungen werde, und der Stolze und Zanksüchtige ihn von selbsten erregt.

So

So würde ich zu dem Menschen aus dem Volke sagen, der alle Staatsfehler und Staatsübel so leicht vermeidlich hält, und darum so unzufrieden, so strenge darüber tadelt und richtet. Ich will dadurch die so gemeinschädlichen Fehler und so schwer drückenden Uebel nicht rechtfertigen, aber die leidenschaftliche Hitze und Unzufriedenheit gegen diejenigen niederschlagen, die oft eben so sehr bemitleidet, als getadelt zu werden verdienen. Nein! weg mit aller leidenschaftlichen, aufrührischen Hitze, die nie etwas Gutes stiftet, und hier am allerwenigsten stiften kann, wo von besserer Staatseinrichtung und Heilung der Staatsübel die Rede ist — ein Gegenstand, den die weisesten Gesetzgeber und tiefsinnigsten Forscher seit Jahrhundert- und Jahrtausenden noch nicht ins Reine gebracht, und der also noch ferner nicht mit Hitze übereilt, sondern mit der kalten ruhigsten Fassung und Weisheit erforscht werden muß. Unmöglich ist es nicht, daß unsere Vernunft nicht auch in der Staatswissenschaft, wie in so vielen andern Wissenschaften, eine neue Aussicht gewinne, und da sie manches, was unsre Voråltern drückte, verbessert, manche Uebel der Vorzeit gehoben, auch ein Heilmittel noch für manche der gegenwärtigen erfinde. In unsern Tagen ist freylich mehr, als jemals dieser Forschgeist geweckt, aber

aber es ist mit ihm auch mehr als jemals die leidenschaftliche partheyische Hitze mitaufgeregt worden. Diese soll nun einmal ganz der ruhigen unpartheyischen Fassung weichen, wenn es jenem gelingen soll, nicht durch eine falsche Brille zu schauen, sondern den so wichtig als schweren Gegenstand im reinen hellen Lichte aufzufassen.

Und gelänge es ihm auch wirklich, hier manche neue heilsame Wahrheit zu entdecken, so darf man wohl von neuem warnen, ja mit der Ausführung und Anwendung nicht abermals mit voreiliger Hitze loszustürmen. Denn der Forscher hat es bey Auffindung und Festsetzung einer Wahrheit nur mit seinen Neigungen, Vorurtheilen und Irrthümern zu thun, die er ganz wohl ablegen mag. Aber will der Staatsmann nun eben dieselbe Wahrheit, vorausgesetzt, daß er sie für durchaus richtig und heilsam erkennt, durch wirkliche Anwendung in Ausübung bringen, so hat ers hier mit fremden Leidenschaften und Vorurtheilen aller Art, und mit tausenderley Hindernissen zu thun, die nach verschiednen Zeit- und Localumständen daraus entstehen, und welche zu überwinden nicht immer so in seiner Macht steht, daß er nicht manchmal mehr Unordnung, Verwirrung und Unheil stiften, als heben, und mehr

verschlim-

verschlimmern dürfte, als er verbessern will. Auch dieß gehörig vorauszusehen, und gegeneinander abzuwägen, dient abermals nicht ein stürmender, sondern einzig ein ruhig- und gelassenforschender, und ein weit und tief sehender Geist.

Ueberal also Ruhe und Gelassenheit, nirgends stürmischer Drang und Umwälzung. Denn wahre, sichre Verbesserung muß ein Werk der ruhigen Vernunft seyn, und nicht der erhitzten Leidenschaft. Das wenige Gute, das aus dieser kömmt, ist nur zufällig; das viele Böse, mit dem es meistens gepaart ist, gehört ihr eigentlich an. Ich will dieses mit keinem Beyspiele belegen, das zu neu ist, damit ich nicht etwa selbst einer leidenschaftlichen Partheylichkeit beschuldigt werde. Wer es passend findet, dem liegt es nahe genug, um es von selbst, und ohne eine weitere Erwähnung hinzuzudenken.

Kein kluger Mensch hält sich für ganz unverbesserlich und untrüglich, und so auch der Staat nicht, der aus Menschen besteht, und der seine Verfassung nicht, wie eine geoffenbarte untrügliche Religion aus dem Himmel erhält. Auch würde ich die Vorsteher des Volkes beleidigen, wenn ich nicht glaubte, daß sie zu jeder wahren,

und der allgemeinen Wohlfahrt offenbar gedeihlichen Verbesserung nicht selbsten willig die Hand bothen. Mein Glaube ruht hier auf Thatsachen, die in benachbarten Ländern und in unserm eignen vorgehen, wo man wirklich an einer allgemeinen Verbesserung der Stadt= und Landespolizey unter der Leitung des Herrn Grafen von Rumfort arbeitet.

Immer aber muß ich noch bey meiner schon oft geäußerten Ueberzeugung bleiben, daß jede noch so gute Einrichtung des Staates erst dann das hohe Ziel erreichen wird, nach dem sie strebt, wenn reine Religion und Moralität in einem so hohen Grade, und in solcher Ausdehnung sich der Herzen bemächtigt, daß, wo das Zwanggesetz des Staates und die Furcht der Strafe nicht hinreicht, noch der Haß des Bösen und die Achtung fürs Gute wirken, und der Thäter des Unrechts nicht nur mit der Strafe belegt, sondern auch in der öffentlich herrschenden Meynung mit der allgemeinen Verachtung gebrandmarkt werde. Ich will hier nicht weiter wiederholen, was ich darüber an einem andern Orte gesagt habe.

Hier haben Sie also meine deutliche unverhohlne Erklärung, lieber Freund! und ich hoffe,

daß

daß sie jeden über die Stellen dieses Buches, die sich auf politische Gegenstände beziehen, befriedigen möge. Nach dem Sinne und Geiste, der hier in dieser Erklärung gezeichnet ist, muß jeder Buchstabe derselben gedeutet werden. Etwas, das mit diesem Gegenstande verwandt ist, sende ich noch mit in einer

Beylage.

Stimme eines Menschen- und Staatsfreundes.

Ich denke mir manchmal die Vorsteher wie den Mann, und das Volk wie die Frau, die in einem unauflöslichen Verbande miteinander zu leben, sich angelobt haben; und so sage ich dann:

Was wünsche ich mehr, als daß überall ihr beyde glücklich wäret — du Mann bey einer guten Frau, und du Frau unter einem guten Manne!

Aber einige Zeit her ist der Same der Zwietracht, der Eifersucht, des gegenseitigen Verdachts unter euch gesäet worden, als wenn ein Theil dem andern untreu geworden wäre, und der andere untreu werden wollte.

Ihr

Ihr seyd mißtrauisch gegeneinander geworden — ein böser Zustand, wenn Mann und Frau mißtrauisch gegeneinander werden, und im Begriffe stehen, sich voneinander zu scheiden. Doch seht ihr denn nicht, daß bey einer solchen gespannten Lage, bey einer solchen Scheidung eure Familie, und euer ganzes Hauswesen in Unordnung geräth? Und daß eure Kinder und Kindeskinder darunter leiden werden?

Noch dazu giebt es da gleich Leute, die sehr geschäfftig sind, euer Mißtrauen, euren Verdacht und Eifersucht zu nähren, und den Funken zur Flamme anzublasen. Sie sagen dem Manne lauter böse Dinge von der Frau, und der Frau lauter böse Dinge von dem Manne vor; geben allemal dem Theile, zu dem sie reden, durchaus Recht, und jenem, von dem sie reden, durchaus Unrecht; stellen dem Manne vor, wie ungebührlich sich die Frau widersetze, und daß sie sich schlechtweg und unbedingt unterwerfen müße; dann sagen sie aber auch der Frau wieder, wie wenig sie der Mann ehre, und daß er sie durchaus anders und besser halten solle; und so jagen sie ihn gegen sie, und sie gegen ihn immer mehr in Hitze und Harnisch.

Das thun sie aber, weil sie glauben, daß jeder Theil nur gerne von sich Gutes und vom andern Böses hören will. Sie schmähen und schmeicheln, weil sie sich beym Hörenden in Gunst setzen wollen, und nur so in Gunst zu setzen hoffen.

Aber sind denn das eure Freunde, die nur die Uneinigkeit unter euch bis zum Ausbruche erhöhen, und lauter Unordnung und Verwirrung in eurem Hause stiften?

Laßt die gegenseitige Abneigung in euch nicht herrschen, so werdet ihr auch die Schmeichler, die nur von eurer Zwietracht leben, nicht länger dulden.

Hört dagegen die Stimme eures wahren Freundes, wenn er spricht: „Mir ist es nicht, wie euren Schmeichlern, um eure Entzweyung, sondern nur um eure Versöhnung zu thun; nicht um die Erwerbung eurer Gunst, sondern um die bessere Gründung eures Glücks. Ich bin kein Mann, der seine Freude daran hat, herrisch zu tadeln; aber ich fühle auch keinen Beruf, niedrig zu schmeicheln."

„Bedenkt, daß man, so lange Hitze und Leidenschaft da ist, gewöhnlich sich alles zu gute

halte, und dem Gegentheile alles übel deute; daß man bey diesem immer nur die schlechte, und bey sich die gute Seite ins Auge fasse, indessen beyde so oft eine gute und schlechte haben, und selten der Eine so ganz engelrein blos zur Klage berechtigt ist, ohne daß er auch manchmal den Andern zur Gegenklage berechtigt."

„Man sagte euch immer, was der andre Theil euch schuldig sey; von euren **Rechten** — Bedenkt vor allem, was ihr **ihm** schuldig seyd, eure **Pflichten**. Da werdet ihr finden, daß ihr nicht immer so ganz weis seyd, als ihr euch gerne macht, und der andere nicht so ganz schwarz, als man ihn gemacht hat. Das wird euch nebst eurer guten auch eure schlechte Seite zeigen, damit ihr euch bessert; und nebst der schlechten Seite eures Gegentheils auch seine gute, damit ihr ihn erträglich findet. So könntet ihr durch Besserung eurer eignen, und durch Verträglichkeit gegen fremde Schwäche und Fehler euch miteinander aussöhnen, und eure Sache im Frieden miteinander abmachen, und eure Vereinigung aufs neue desto fester knüpfen."

„Du, o Frau! weißt, du mußt dem Manne in billigen Dingen gehorchen; und du, o Mann!

Mann! sollst deine Frau nicht, wie eine Sklavinn, sondern wie eine Frau halten."

„Ihr sollt nie durch dritte, die ihr nicht recht kennt, miteinander reden, dieß wird euch voneinander entfernen; ihr sollt immer unmittelbar einander euer Herz aufrichtig öffnen, dieß wird euch in jedem Falle einander nähern."

„Ihr sollt keinen andern Freund voraus haben, sondern eure ersten und besten Freunde einander seyn. Ihr sollt euch so unzertrennlich aneinander schließen, wie das Glück des Einen an das Glück des Andern unzertrennbar geschlossen ist."

„Nun so im engsten unmittelbaren Vertrauen überlegt, wie ihr euer Hauswesen, wenn es darinn fehlt, besser ordnet. Dieß geschieht ja nicht, daß der eine Theil von euch dadurch verliere, sondern daß beyde durch eine verbesserte Ordnung und Einrichtung gewinnen."

„Vorzüglich müßt ihr aber auf Gott, und in das Gesetz, das er in euer Herz schrieb, schauen, und nicht blos nach dem strengen Buchstaben, den euer Vertrag enthält, eure Schritte messen, sondern nach dem Geist Gottes, der in

euren Herzen spricht, frey und froh, Hand in Hand wandeln."

„So wird der Mann das Gut der Frau nicht verschwenden, sondern sich des Vertrauens, mit dem sie sich und das Ihrige ihm hingab, würdig bezeigen: so wird die Frau nicht kärglich mit dem Manne thun, sondern ihn für seine männliche Sorgen und Arbeiten freygebig bewirthen."

„So werdet ihr, und eure Familie, und euer Hauswesen nicht länger unter eurem Zwiespalt leiden, sondern durch eure Einigung alles wieder in guten Stand kommen und blühen."

VII.

Verschiedene Gedanken.

Menschen handelt, selbst wenn ihr nicht gleiches Sinnes seyd, doch überall so freundlich und brüderlich miteinander, als wären zwischen verschiednen Völkern keine Grenzsteine, und zwischen Stadt und Land keine Mauren.

Die Erde ist in der großen Stadt Gottes eine kleine Gasse. Es geschieht aber öfters, daß man vor vornehmen Leuten erst den Hut abthut, da sie bereits um die Ecke hinum in eine andere Gasse hinein — und vor großen Männern erst Achtung hat, da sie von der Erde weg in eine andere ausgewandert sind.

Unser Auf- und Untergang ist mit zwey Wolken, der Anfang und das Ende unsers Lebens mit Nebel bedeckt, hinter den wir nicht schauen,

und nicht deutlich angeben können, woher wir kommen, und wohin wir fahren. Wir steigen beym Eintritte in diese Welt aus einer Wolke aus, und beym Abzuge wieder in eine Wolke ein.

Nur ein Mensch, der gerade so nach einem Freund, wie nach einer Freundinn schmachtet, verdient beyde. Doch giebt es manche, die auf der Erde wandeln, und daraus wegziehen, ohne je darüber Sorge oder Kummer zu fühlen, ob sie auch wohl von irgend einem Menschen geliebt werden, oder worden. Indessen giebt es für Leute, die Kopf und Herz haben, noch etwas höhers, als den **Kommerzientraktat** der Kaufleute, als den gesellschaftlichen **Vertrag** der Weltleute, sogar etwas höhers als den **Grenz- und Tauschvertrag** der Liebe; und dieß Höhere ist die **Bruderunität** befreundeter Menschen, und ihre **Eidgenossenschaft** in Streit und Schmerz.

Man spottet so gerne der Menschen, und ihrer Irrthümer, Fehler und Thorheiten, aber man sollte es nicht thun, um ihre Wunden aufzureißen, sondern um sie zu heilen. Wer geiselt,

muß nicht Freude am Geiseln, sondern am achtsamern bessern Gange haben, wozu er aufweckt. „Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt.“

Im Theater und im wirklichen Menschenleben muß der Knoten gerade, da er am meisten geschürzt ist, sich auch lösen — Eben da die dunkelste Mitternacht ist, neigt es sich auch wieder zum Tage. Ists nicht, als wenn wir jezt in dieser dunkeln Mitternachtstunde stünden, wo die Kranken, die sie überleben, wieder gesund werden; wo zwar die Nachtraubvögel ziehen, die Gespenster poltern; die Todten gauckeln, die Lebendigen träumen, und doch die Glaubigen an die unendlich-weise Vorsehung das Trostlied anstimmen:

„Wir wollen doch mit Hoffnung dich umfassen;
Du wirst bald Tage werden lassen.“

Wie lebt man an einem Orte, wo alles so klein, ängstlich und mißtrauisch aussieht? — Jeder steht da dem andern verhüllt, jeder einsam, und

und nur sein eignes Leben fühlend. Wer auch noch rechtschaffen die Hand eines rechtschaffnen Freundes hält, der hält sie im Dunkeln, damit sie das Auge des argen Spähers nicht sehe, und etwa daraus auf einen Religion = und Staatsgefährlichen Bund schließe, den ihr Herz nicht kennt.

In dieser Welt ists nun einmal so, daß der Eine schön träumt, und der Andere tief und träge schläft; daß der Eine nicht thun will, was er kann, und der Andere ausführen, was sich nicht ausführen läßt. Aber soll nicht einmal der Morgen anbrechen, wo wir nur unsern Schlaf verlieren, aber manchen schönen Traum in Wirklichkeit finden? Steht nicht am Abendthore unsers untergehenden Jahrhunderts: „Hier geht der Weg zur Tugend und Weisheit?“ — so wie am Abendthore zu Cherson: „Hier geht der Weg nach Byzanz?“

Wer vernünftig liebt, und vernünftig wählt; nicht die Tugend seiner Leidenschaft und Begierde, sondern seine Leidenschaft der Tugend zum Opfer bringt; den füllt das mit einer Achtung vor sich

selbst,

selbst, und diese Achtung mit einem männlichen Stolze, der allen vier Welttheilen trotzt.

Lange Weile! — Wer sich dagegen aus sich selbst zu verwahren, sie mit vernünftigen gemeinnützigen Denken und Handeln, und dann mit wohlfeiler Zeitverkürzung zu vertreiben weiß, der hat viel Gewinnst für sich, und kann noch andern davon abgeben. Aber wie viele wissen nicht anders davon los zu werden, als durch hohe Spiele, durch theure Gesellschaften und Festins, durch poßierliche Wettstreite oder ernste Kriege, die ihren Mann, oder seine Familie, oder gar Land und Leute zu Grunde richten?

Es giebt so ängstlich-reitzbare weibliche Seelen, daß sie beym plötzlichen Anblicke einer lebendigen oder todten Maus laut auf schreien, und ohnmächtig hinsinken. Aber freylich geschieht hier der Angriff auf ihre Sinne, und das muß sie schrecken: geschähe er auf ihre Ehre, das würde ihnen nicht selten schmeicheln. Ihr natürlicher Widerwille gegen eine Maus thürmt sich, wie ein Berg, und ihr moralischer gegen eine Verführung

 mil-

mildert, und mindert sich, und wird noch kleiner — als eine Maus.

Man sollte an seinem Nächsten nichts hassen, als seinen Haß anderer Nächsten; an den Menschen nichts achten, als ihre Achtung des Menschen. — Sonst gilt auch dieß noch: Achtung für alle Stände, und Verachtung für alle Standesnarren!

Der Mensch ersteigt einen Berg, um von da aus die ganze Natur, die für ihn, für seine Pflegung und Nahrung an Geist und Körper da ist, mit Dank und Entzückung zu umfassen. So steigt das Kind auf einen Stuhl, um näher am Angesichte der Mutter zu stehen, und sie mit seiner kleinen Umarmung an sich zu schließen.

Es ist etwas in dir, größer und göttlicher, als alles Sichtbare außer dir; etwas, das du in deiner Seele hast, und in jeder nothwendig achtest — das große und heilige Gesetz, gerecht und gut zu leben; dich — glückselig zu seyn — werth zu machen, mit der Verhei-

ßung, es zu werden. Dieß Große und Göttliche auf dieser Welt, mit der Hinaussicht auf eine zweyte, selbst Himmel und Gott kann dir aus keinem Sterne und keiner Sonne so hellleuchtend herabkommen, als es sich aus deinem Innern erhebt. Du kannst am Firmamente, an Himmel und Erde nur das lesen, was in dir selbst geschrieben steht: „Es giebt ein Gesetz der Sittlichkeit, das dich unerlaßlich zum Gerecht- und Gutseyn verbindet; Es giebt einen Gott, der jedem nach dem Maaße seiner Sittlich- und Würdigkeit es mit Glückseligkeit in einem ewigen Leben vergilt."

Das Leben eines Christen und eines Hofmanns kömmt darinn überein, daß beydes ein beständiges Gebeth um etwas ist; scheidet sich aber dadurch voneinander, daß dieses **Etwas** verschieden ist. Der Letzte möchte im sinnlichen Weltreiche immer mehr haben, und der Erste im sittlichen Gottesreiche immer mehr seyn.

Man sagt die Liebe sey **blind**. Eigentlich macht sie, daß man bald zu viel und bald zu wenig sieht; sie ist ein Rausch, in dem man jetzt das

das Einfache doppelt, und dann das Doppelte nicht einmal einfach schaut. Sie trägt in ihren Gegenstand mehr Vollkommenheit hinein, als sie eigentlich sieht, und sieht darinn weniger Fehler, als wirklich da sind. Einmal schläft sie, und schließt die Augen zu dem, was ist; einmal träumt sie, und glaubt zu sehen, was nicht ist.

Die Natur an sich ist ein todter Buchstabe: Der Geist in uns muß sie anwehen und beleben. — Die Ereignisse der Natur gleichen den sokratischen Fragen. Sie sagen die Wahrheit nicht platt heraus; aber sie veranlassen uns, sie aus uns selbst herauszuholen. Sie gleichen einem Texte, der erst dann seinen rechten Sinn erhält, wenn der Commentar darüber spricht, der in uns liegt.

Nie ist uns die Natur lieblicher und schöner, als nach einer guten That. Wenn wir uns selbst gut machen, dann leuchtet es uns ein, daß auch Gott alles gut gemacht. Religion und Moralität in uns — verschönern die ganze Natur außer uns. — Denke dir zwey Dichter, wovon der Eine ein entschiedner Deist, der Andere ein entschied-

entschiedner Gotteslåugner ist; was für ein ganz verschiednes Kolorit wird das Gemålde der Natur unter ihren Hånden erhalten? — Nimm Gott meinem Herzen, und der Tod fåhrt auf den Rabenflügeln der Pest über das ganze All, und die seligste Ansicht verweset zu der fürchterlichen Vorstellung eines unendlichen Chaos. Gieb Gott meinem Herzen wieder, und du zündest eine Sonne an, die das Universum erleuchtet, und erwårmt. Der drückendste Unfall wird ein Band gegenseitiger Hülfe und Liebe, und aus der traurigsten Wüste steigt eine lachende Flur voll Blumen und Früchte der Tugend. Kurz: „Ist mein Herz ein Altar des Herrn, so ist die ganze Welt sein Tempel.“

Kein Krieg wird gefåhrlicher geführt, als derjenige, in dem man gegen Leute kåmpft, die für die Freyheit streiten. Eine Armee hat da oft alles gegen sich, so gar sich selbst — jeder Soldat seinen eignen Hang, und sein eigen Verlangen nach Freyheit. Es ist, als wenn in jedem so etwas sånge, wie der Dichter singt:

„Ich

„Ich sollte, die für Freyheit streiten,
Bekämpfen? morden? ich? —
Da kämpft' ich, da ich Freyheit liebe,
Ja selbsten gegen mich."

Selbst, wenn so eine Armee überwindet, bleibt sie doch oft noch so gefährlich, als der Feind, den sie schlug. Sie bringt unter der Beute, die sie ihm nahm, auch die gefährliche Waare — seine Grundsätze mit, und pflanzt das zu Hause im Inlande fort, wogegen sie im Auslande focht.

Hätte der Mensch wohl einen so beträchtlichen Vorzug vor den Thieren, wenn er nur ein **vernünftiges** Wesen, und nicht ein **moralisch vernünftiges** Wesen wäre? wenn er nur **theoretische** und nicht **praktische** Vernunft hätte? — Wozu sollte ihm jene dienen? Etwa Mittel zur Befriedigung seiner Neigung auszufinden? Da hätte sie aber ganz keinen höhern Werth, als die Befriedigung dieser Neigungen, die Menschen und Thiere auf gleiche Weise haben. Sehr oft pflegt sie aber, die rechten Mittel hiezu zu verfehlen, sich mit eitler Wißbegierde und Grübeleyen abzuplagen, und in endlose Zweifel und Dispute

Dispute zu verlieren. Da bliebe ja aber der Mensch mit seiner theoretischen Vernunft sogar hinter den Thieren zurück, die ein Instinkt weit sichrer leitet, und weit weniger quält. Nur praktische Vernunft, die ihm ein Gesetz der über alles achtungswerthen Tugend aufstellt, ist es also, die ihm seine Würde sichert, und ihn über die Thiere erhebt.

Warum sind die kriechendsten Sklaven oft nachher, wenn sie emporkommen, die strengsten, grausamsten, unmenschlichsten Herren? — Nach dem Sprüchworte: „Wenn ein Bettler aufs Pferd kömmt, erreutet ihn kein Teufel?" — Antwort: Wem vernunft- und sittenlose Sinnlichkeit sein Gott ist, der wird dazu brauchen, was ihn dazu führt; jetzt kriechendes Betteln, und dann stolzes, grausames Herrschen. Er weiß von keiner Menschenwürde, die er durch Kriecherey an sich verläugnet, und durch Stolz und Hochmuth an andern höhnt.

Jedes unfreye Wesen hat für uns nur so ferne einen Werth, als es etwas für uns ausrichtet, uns taugt und nützt. Aber das Freye, der

Mensch,

Mensch, hat einen, nicht allein durchs wirkliche Zustandebringen des Nützlichen, sondern auch schon durchs bloße Wollen des Guten. Ich kann wohl sagen: „Ich habe von deinem unmächtigen, kraftlosen Willen keinen Nutzen:“ aber ich kann mich doch nicht entbrechen, sein bloßes Wollen werth, und um so werther und höher zu achten, je reiner und uneigennütziger es ist.

Die neugebohrne Kinder sind immer schwach, und eine neuentstandne Verfassung oder Regierung ist es auch; beyde können nicht sogleich einen ordentlichen Gang auf eignen Füßen gehen; sondern jene müßen sich an große Leute, und diese an die Majorität der Neigungen und des guten Willens anklammern. Man könnte manchem, der gerne der Stifter und Vater einer neuen Verfassung seyn möchte, zurufen: „Du bist vielleicht nicht gewiß, daß du ein bessers, aber gewiß, daß du ein schwaches Kind erzeugen wirst.

Es glimmt ein Feuer, nun kommt ihr, jeder mit seinem Blasebalge, und blaset darein, um es auszulöschen, und — es entsteht eine Brunst!

Wer

Wer hat sie gemacht? Ihr mit euerm Blasebalge.

Du bist ein **Katholik**, ein **Christ**, ein **Mensch**. Sieh nur wohl zu, daß dieß alles gut beysammen stehe, und du nie uneinig mit dir selbst — nie ein **katholischer Unchrist** — und nie ein **christlicher Unmensch** seyest.

Viele behaupten, es liege vorzüglich in der moralischen Gesinnung, daß ein Gott sey; aber gewiß liegt es darinn, warum er liebenswürdig wegen seiner selbst sey. Nur das Gute und den Guten (und den Besten) können und sollen wir lieben um seiner selbst willen; das Angenehme lieben wir immer nur um unsertwillen.

Der Mensch ist wundersüchtig, und möchte immer gerne Wunder sehen und hören, weil ihm nur das groß und gotteswürdig erscheint, was er als außerordentliches Wunder denkt, und nicht das, was, obgleich alltäglich, doch wahrhaft groß, und weit wunderbarer und gotteswürdiger, als das seine, ist. Er will eine einzelne, beson-

dre, vorübergehende Erscheinung aus der andern Welt; aber sind ihm denn alle die seit Jahrtausenden fortgehenden Erscheinungen im Himmel und auf Erde in dieser Welt nichts? Nur das außerordentliche Einzelne ist ihm groß und wunderbar; ist es denn das viele Ordentliche, das in millionenfacher Verbindung seinen unzerstörlichen abgemeßnen Gang hält, nicht? — Es soll ihm ein Mensch auf ein bloses Wort gesund werden; aber es sind es ja schon tausende durch den Saft eines Kräutleins geworden. Es soll ihm ein Todter aus dem Grabe lebendig hervorkommen; aber es kommen ja alle Tage und Jahre Millionen Lebendige aus Mutterleibe hervor. Wem diese große Wunder nicht mehr genügten, der erdichtete manchmal, oder glaubte doch leichthin an die erdichteten kleinen: wollte Gott nur nach diesen ehren, die er nach der Kleinheit seines Geistes denkt, nicht nach jenen, die Gott nach Maaßgabe seiner unendlichen Größe macht — und in denen er über alles verehrungs = und anbethungswerth erscheint, und ist.

Alexander griff Länder an, zu denen er kein Recht hatte, und Leute, von denen er nicht gereitzt, und nicht beleidigt ward. Im Kriege selbst

selbst handelte er manchmal, auch gegen seine Feinde menschlich und wohlthätig. Nun sah man über seine Ungerechtigkeit weg, und lobte seine Wohlthätigkeit; man rühmte, daß er dem eine Blume oder einen Apfel schenkte, dem er seinen Garten und alle Bäume raubte. Immer noch deckt man so gerne seine Ungerechtigkeit mit Wohlthätigkeit. Sollte es nicht gut seyn, unsern Unterricht und die moralische Bildung vorzüglich von jener anzufangen, und die Kinder vor allem zu lernen, und darinn zu üben, daß sie andern immer genau leisten, und von ihnen immer nur fodern, was gerecht ist. Aber Gerechtigkeit ist eine ernste Dame, die kein lieblich Gesicht macht; Wohlthätigkeit eine schöne, die durch ihre Reitze einlädt. Jene spricht nur von strenger Pflicht, und diese zu thun, scheint uns zu gering; diese von Vollkommenheit und Verdienst, und wir wollen gerne als Leute erscheinen, die schon Vollkommenheit und Verdienste besitzen, noch ehe sie ihre Schuldigkeit gethan haben; die Almosen geben, aber ihre Gläubiger nicht bezahlen.

Es giebt Leute, die das Böse nur dann verabscheuen, wenn es in einem gewissen Grade böse ist, das heißt, wenn es dem Aeußern nach ihr

Gefühl empört. Mord und Raub ist ihnen viel, aber Kränkung durch Worte und kleine Untreue wenig. Indessen stößt das kleinere Unrecht so gewiß und so gut gegen die Vernunft an, als das große. Wer das kleine Unrecht aus Schwachheit begeht, aber sichs immer redlich bekennt, daß es unrecht sey, der ist für Sittlichkeit und Tugend nicht verloren. Aber wer einmal Unrecht für Recht (sey es auch das kleinste), das Unerlaubte für erlaubt ausgiebt, der ist auf dem Wege, auch allmählig das Größte verzeihlich zu finden. Dasselbe falsche Prinzip (man mißbraucht hiezu oft sogar Gemeinnützigkeit, Glückseligkeit, ratio status, salus populi) das die kleinen Flecken abwischen soll, wird ihm auch bald dienen, um das Schwärzeste weiß zu machen. Es ist eine wichtigere Regel, als man gewöhnlich denkt: „Suche nie, in keinem Falle, und durch nichts dich vor dir selbst entschuldigen, wo eine Schuld ist."

Will man dem Menschen eine interessante Frage setzen, so muß man von Seite ihrer Neigung fragen, und diese schon bey der Frage interessiren. Man darf, wenn man nach dieser Vorschrift thun will, nicht fragen: „Wie kam

ich

ich gut seyn?" — Sondern: „Wie mag ich glückselig werden?" Indessen, wenn es wahr ist, daß man vielmehr gut und rechtschaffen, als mit Aufopferung seiner Tugend und Rechtschaffenheit glückselig zu leben suchen soll, so sollte ja auch die erste Frage nicht seyn: „Wie mag ich glückselig werden?" — Sondern: „Wie mag ich gut und gerecht seyn?" Zu jenem brauche ich viel zu lernen, zu erfahren, zu denken, und es gelingt oft doch nicht; zu diesem nur wenig, und es gelingt gewiß — nur einen entschloßnen, und durch wiederholte Entschlüsse verstärkten Willen, immer zu thun, was ich nach unpartheyischer Prüfung vor meiner und aller Menschenvernunft für gut und recht erkenne.

Es giebt Leute, die nur darum so leicht alles werden, weil sie nichts sind. Sie nehmen jede Form an, weil sie keinen festen Charakter, und keine feste Form haben. Sie haben keine unwandelbaren Grundsätze; ihre Grundsätze sind die wandelbaren Umstände. Weil ihnen heut eine gute, und morgen eine schlechte Handlung, heut eine freundschaftliche Hülfe, und morgen eine feindselige Verrätherey Glück verheißt; so wer-

den sie sich heute zu jener, und morgen zu dieser entschließen.

Der Starke fesselt den Geist der Systeme und Bücher, der Schwache wird von ihrem Buchstaben gefesselt. Diesen ersieht man freylich, indem man in das Buch — aber jenen erfaßt man nur, indem man in sich, und seinen eignen Geist hineinschaut. Bücher, die im Geiste des tiefsinnigen Selbstdenkens geschrieben sind, müßen auch im Geiste des tiefforschenden Selbstdenkens gelesen werden. Wer da glaubt, man dürfe nur die Buchstaben lesen, um sogleich in den Sinn und Geist des Schriftstellers zu dringen, der sollte bedenken, daß man nicht an der Oberfläche schwimmen und hangen darf, wenn man bis auf den Grund durchdringen will. Es giebt Bücher, wo man erst aus sich erfinden muß, was sie darlegen, wenn man verstehen will, was sie sagen. Der bequeme Leser, der hier meynt, ein anderer habe schon alles statt seiner gedacht, und statt seiner erfunden, der wird sich einzig an den Buchstaben anklammern, und den Geist tödten; wird dem Buche nach- oder widersprechen, aber es immer vertheidigen oder widerlegen, ohne es zu verstehen. — Ist dieß nicht

nicht die Geschichte so vieler, die Kanten lesen, und sich für, oder wider ihn erklären?

Der Religion und Moral kömmt es zu, die innere Gesinnung zu ordnen, aber dem Staat nur; die äußere Handlung zu befehlen. Er kann verordnen, was man thun oder lassen; aber nicht, was man lieben oder hassen soll. Er mag Haß fodern gegen das Königthum, oder gegen Anarchie; er fodert da eine innere Gesinnung, die er nicht fodern soll, und worüber er nie richten kann.

Der Mensch sah bald ein, daß eine Welt, wo man sich überall gegen einander offenbare Ungerechtigkeit wider das Gesetz der Sittlichkeit erlaubt, nicht bestehen kann, aber auch, daß man sie, diese Ungerechtigkeit aus bloser Achtung für das innere Gesetz nicht so leicht meiden will, und wird. Was war zu thun? Das Unrecht sollte verbannt werden, damit die Menschen nebeneinander leben könnten, und es stand doch nicht zu hoffen, daß es jeder auf die blose Stimme seines Gewissens, auf das innere Gesetz seiner Vernunft und seines Herzens, mit Ueberwindung seiner Nei-

gung und seines Hanges dazu, von selbst verbannen würde. — Was war zu thun? Man erfand für das Gesetz der Sittlichkeit ein Surrogat, das zu erhalten, was jenes nicht bewirkte, und dieses Surrogat heißt Staat, und Staatsgesetz. Man verband sich zu einer Gesellschaft, und kam überein, von dem Unrechte durch äußere Strafe, und durch Furcht des Unangenehmen abzuhalten, da man sich durch die Stimme seines Gewissens, und den Abscheu des Bösen nicht abhalten ließ. So lange der Mensch außer dem Staate, jeder für sich allein, getrennt und abgesondert in einem Zustande lebt, wo nur Eigendünkel, Leidenschaft, das Recht des Stärkern, und mit diesem Raub und Mord herrscht, behauptet er nicht viel mehr, als ein thierisches Daseyn, da er diese zügellose Freyheit aufgiebt, sich durch einen bürgerlichen Verein einem gesetzlichen Zwange zur Entfernung des Unrechts unterwirft, ob er dieß gleich mehr aus dem Drange der Nothwendigkeit, als aus Liebe zur Gerechtigkeit thut, so erhält er ein bürgerliches Daseyn. — Erst wenn er, was äußere Gesetze durch Zwang und Furcht der Strafe erpressen, aus freyer Achtung fürs innere sittliche Gesetz, aus freyer überwiegender Liebe zu allem, was gut und recht ist, vollbringt; erst dann hat er ein

sitt-

sittliches Daseyn. Im ersten thierischen Zustande kann niemand lange bestehen; den letztern sittlichen Zustand soll und kann nur jeder (da er lediglich auf freyer Selbstbestimmung beruht) sich selbst geben; der mittlere bürgerliche Zustand wird ihn vom ersten, der der niedrigst und unseligste ist, befreyen, und kann ihn zum letztern, der der höchste und vollkommenste ist, befördern. Denn der Staat gewährt ihm Muße, Ruhe und Sicherheit; im geselligen Beysammenseyn, im Austausche der allerseitigen Begriffe und Gedanken neuen Unterricht und Weisheit; zeigt oft zur Abwendung alles Unrechtes, wenn nur das äußere Zwang = und nicht auch das innere Sittengesetz wirkt, seine Unzulänglich = und Unbehülflichkeit — Lauter Mittel und Auffoderung, zur Selbstausbildung für Tugend und Sittlichkeit. Wer sich aber dieser Mittel nicht bedient, wer sich damit begnügt, daß er auf der Mittelstufe des bürgerlichen Daseyns steht, ohne zu der höhern des sittlichen aufzustreben, der kann wohl ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Kerzengießer, oder auch ein öffentlicher Beamter seyn, der er etwa zu seyn verlangt; aber er wird nie Mensch werden, der er seyn soll.

Der

Der große Mann steigt gerne zu Fuhrleuten, Bauern und Taglöhnern herab; der kleine kriecht gerne zu Leuten von Hof und hohem Tone hinauf. Dieser achtet immer den Bürger mehr, als den Menschen; er möchte unter die ausgezeichneten, hochansehnlichen Bürger gehören, und macht sich wenig daraus, einer von der niedrigsten Klasse der Menschen zu seyn. Indeß ists doch weit wichtiger, den Rang eines weisen und achtungswürdigen Mannes unter den Menschen zu behaupten, als ein wohlweiser und hochachtbarer Herr unter den Bürgern zu heißen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der große Mensch [illegible] gerne zu Menschen von Würden und Ansehen herab; der kleine sucht gerne zu Leuten von Hof und hohem Stande hin-auf. Dieser achtet immer den Bürger mehr, als den Menschen; er möchte unter die ausgezeichne-ten, besonders edlern Bürger gehören, und macht sich wenig daraus, einer von der niedrigsten Klasse in der Menschheit zu seyn. Indeß ist doch weit wichtiger, den Rang eines weisen und achtungs-würdigen Mannes unter den Menschen zu behaup-ten, als ein [illegible] und hochgeachteter Bür-ger [illegible] zu heißen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mutschelle, Sebastian, 1749-1800

Vermischte Schriften oder philosophische Gedanken und Abhandlungen

Bd.: 4

München 1799

Ph.u. 367-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046502-5
VD18 80126227-001